

LAPPAR, DER ANTICHRIST

von Endre Toth



übersetzte Esperantoerzählungen

INHALT

Lappar, der Antichrist

Herr Don

Die Grotte

Meide die Sonne!

Türen

Ein Fiebertraum

Die Steinsäge

Der Tabakverkäufer

Der Radfahrer, der den Weg verlor

Wie Tannen

Hortenburg

Im Herbst

Der hingemordete Walnussbaum

Tata Ben

Ein Weihnachtsgruß

Lappar, der Antichrist

Sie trieben sich immer gemeinsam herum, zu viert. Sie waren weder tapferer, noch feiger als andere Lausbuben jener Zeit. „Laufen wir um die Wette“, schrie Lappar, „Repo, Nodo, Tupy, laufen wir über das Stoppelfeld, barfuß!“

„Barfuß geht es nicht“, sagte Tupy trocken, „der Brennesseln wegen.“

„Tupy, du hast schlechte Haut und du hast schlechtes Blut. Dein Blut ist bestimmt schwarz. Du bist niedere Rasse und du schämst dich deines schwarzen Blutes.“

Tupy kauerte sich wortlos hin und fing an, sich die Schuhe aufzuschnüren.

„Hurra!“ schrie Lappar. „Ich bin der Wind und ich tobe über die Felder! Repo, Nodo, Tupy, auch Ihr seid Wind. Wir brausen wie ein Unwetter über die Felder. Schwärmen wir aus! Wir sind Sturmwind und rasen donnernd über die Felder!“

Kreischend erreichten sie die Furche auf der anderen

Seite.

„Ich bin der Erste!“ verkündete Lappar. „Ich bin der Triumphator!“

Alle setzten sich auf die Erde. Die anderen besahen sich ihre Füße mit saurer Miene.

„Sieh her, Lappar!“ sprach Tupy rebellisch. „Mein Blut ist nicht schwarz. Mein Blut ist rot, wie deines.“

„Meine Füße bluten nicht einmal“, prahlte Lappar, der die Worte Tupys nicht beachtete. „Ich habe gute dicke Haut, deine Haut ist dünn, und Ihr alle seid niedere Rasse. Laufen wir jetzt zurück, schnell wie der Sturmwind.“

Die anderen erhoben sich widerwillig.

„Wir sind die schreckenswürdige Armee“, brüllte Lappar. „Tupy, du bist der Vize, Repo und Nodo, Ihr seid die Soldaten. Hurra! Lasst uns im Blut waten!“ Sie kehrten zu den zurückgelassenen Schuhen zurück. Da bluteten auch Lappars Füße schon.

„Ich bin Lappar, der Dämon!“

Er griff nach einem großen lockeren Erdklumpen. „Ich zerschlage einen Stein auf meiner Brust! Seht her!“ Der Erdklumpen zerfiel, als er gegen die Brust Lappars schlug. „Zerstoßt auch Ihr nun Steine auf eurer Brust. Zerschmettert Steine und singt! Wir sind die Sieger und im Triumph tanzen wir.“

Kreischend tanzten sie mit schmerzenden Füßen, wobei sie sich mit beiden Händen Erdklumpen und kleine Steine auf ihre Körper warfen. Sie beschmutzten sich von Kopf bis Fuß.

„Ich bin Lappar, der dämonische gewaltige Führer. Wir wateten im Blut und triumphierten. Wir zerbrachen Steine auf unserer Brust. Triumph und Ruhm!“ Diese Worte brüllte er heraus, mit provokantem Blick direkt zur Sonne gewandt.

Sie trieben sich am Ufer des Baches herum.

„Wir werden Fische fangen“, sagte Lappar.

„Ausgezeichnet! Fische fangen“, freute sich Tupy, „wir werden Angelhaken stehlen und uns Ruten schneiden.“

„Ich brauche weder Angelhaken noch Rute. Ich werde die Fische mit bloßen Händen fangen. „ Schon watete Lappar im Bach. Er lief unter die Fische, die sich in dem flachen Wasser erholten. Um die Knöchel Lappars leuchteten silberfarbene Schaumkronen auf. Weil die Fische sich im Fliehen bewegten, begann das Wasser zu brodeln. Er griff blitzschnell ins Wasser, und da flog schon ein schillerndes Fischlein an das Ufer.

„Ich werde für euch viele viele Fische fangen. Karauschen, Hechte und Karpfen. Heute werden wir alle Fische bis zum Platzen essen.“

Die anderen fingen an sich um die Beute zu balgen, doch das nächste Opfer flog schon in der Luft.

„Heute werde ich alle Fische aus dem Bach fangen!“ Er lief in dem bewegten Wasser hin und her, verfolgte rasend die Fische und ließ die schon gefangenen, zappelnden an das Ufer fliegen.

„Habt Ihr alle schon genug?“ Lappar watete aus dem Bach heraus. In seiner Hand hielt er ein zuckendes Tier.

„Habt Ihr schon gegessen?“ fragte er plötzlich mit

strenger Miene. „Ohne sie vorher zu braten?“ fragte Tupy sich ekelnd.

„Jawohl, ohne sie zu braten. Heute werden wir lebende Fische essen. Seht her!“ Und schon hielt er einen zappelnden Fisch vor seinem Mund.

Die anderen starrten ihn entsetzt an. Er fing an zu grinsen: „Nein, lieber nicht! Heute habe ich kein Verlangen nach Fisch. Aber im Dorf wird heute jede Katze zum Abendbrot Karauschen, Hechte und Karpfen essen. Reiht diese auf eine Weidenrute! Schaut her, so!“ Und nachdem er einen Ast abgerissen hatte, zeigte er wie man die Fische aufreht, indem er durch deren Kiemen und Mäuler hindurchstach. Dann lief er wieder zum Bach zurück. „Seht, wie viele Fische noch übrig geblieben sind! Ich werde alle fangen! Heute werde ich alles Leben im Bach ausrotten! Heute wird jede Katze bis zum Platzen Fische herunterschlingen.“

Und er setzte das Töten fort. Er warf die Beutestücke so überreichlich, dass die anderen sie kaum aufspießen konnten.

Erregt vom Fieber des Tötens brüllten Repo und Nodo

immerzu: „Weiter! Noch mehr! Wirf weiter, Lappar! Du bist der bewunderungswürdige Fischfänger!“

„Ich bin der dämonische Fischhenker!“, schrie Lappar, der im Ausrotten nicht müde wurde. Tupy betrachtete ihn mit eifersüchtigem Hass. Bald liefen sie los zum Dorf, die stinkenden Ruten schwingend.

„Heute wird es ein Fest für die Katzen geben. Ein Fischabendmahl bis zum Platzen! Katzensonntag, Halleluja!“

„Halleluja, Halleluja!“ riefen die übrigen im Chor.

Sogar Tupy schrie mit ihnen mit.

Sie fuhren mit zwei Fahrrädern durch die Gegend. Lappar ließ Repo auf seinem Rad fahren. Tupy wurde von Nodo gefahren. Sie erreichten den Hügel Kocor. Hier ragte der schmale Feldweg so steil nach oben, dass selbst Täve Schur nicht fähig gewesen wäre, ihn zu erklimmen, obgleich niemand einen stärkeren Mann kennt als ihn.

„Alles absteigen!“ kommandierte Lappar.

Sie hielten in der glühenden Sonne an.

„Tupy, nun sitz wieder auf und fahr auf den Hügel“, sagte Lappar mit heimtückischem Lächeln.

„Das geht nicht“, widersprach Tupy. „Das schafft keiner, bis nach oben zu fahren.“

Lappar richtete seine starren grauen Augen fest auf Tupy.

„Los, vorwärts. Ich folge dir gleich nach, und wenn du anhältst, dann fahre ich über dich hinweg.“ Und seine drohende Miene bewies, daß er nicht scherzte.

Tupy kapitulierte. Er fuhr los.

„Ihr bleibt hier“, schleuderte Lappar Repo und Nodo entgegen, „nicht die kleinste Bewegung möchte ich sehen, denn ich bin heute gefährlich.“ Nachdem er das gesagt hatte, fuhr auch er los auf den Hügel.

„Gib dir Mühe, Tupy, denn ich komme! Gib dir Mühe, wenn dir dein Leben lieb ist! Gib dir Mühe, sonst quetsche ich dich zu Tode!“ brüllte Lappar.

Tupy gehorchte. Seine Zähne knirschten. Gleich nachdem er losgeradelt war, hatte er das Gefühl, niemals bis nach oben zu gelangen. Dann wurde es ihm rot vor den Augen.

Er dachte daran lieber anzuhalten, besser wäre es, sich zerquetschen zu lassen. Sein Untergang schien heute beschlossene Sache zu sein. Danach erreichte er dennoch die Spitze. Auch Lappar, gleich hinter ihm. „Tapfer, Tupy, äußerst tapfer!“ lobte ihn Lappar mit sarkastischem Gelächter. „Fahr jetzt zurück, wir werden auch die anderen holen.“

Tupy war unfähig auch nur zu antworten. Er begann auf seinem Fahrrad nach unten zu rollen. Repo und Nodo starrten gebannt auf die Herankommenden, die feuchte Hemden und schweißbedeckte Gesichter hatten, wie die heimlich von ihnen beobachteten Gefangenen in der Steinmine.

Tupy stieß das Rad von sich und streckte sich auf der Erde aus. Auch Lappar hielt an.

„Ich bin der Dämon, der große Führer! Tupy, du bist der Vize. Repo und Nodo, Ihr seid die Soldaten. Tupy, nun los, vorwärts, nimm Repo mit. Ich werde Nodo mitnehmen, gleich nach dir. Wenn du anhältst, zerquetsche ich dich.“

„Ich werde nichts tun“, sagte Tupy ohne Kraft, „lieber will

ich gleich hier verrecken. Zerquetsche mich gleich hier.“
Er warf sich auf den Rücken und streckte die Arme aus.

Lappar sah ihn fest an. Mit flammendem Blick. „Fahr los, ich befehle es!“

„Nein und nochmals nein!“ Tupy, der erschöpft im Gras lag, schüttelte den Kopf.

Lappar fand etwas Neues: Du bist der Vize. Fahr allein los! Ich werde Repo vor mir auf das Rad setzen und Nodo hinter mich auf den Gepäckträger und wir folgen dir. Ich bin heute schrecklich und vermag das Unmögliche.“ Die übrigen gehorchten, als seien sie überwältigt und betäubt. Tupy fuhr resignierend los. Lappar folgte ihm mit seiner doppelten Last. Diesmal schrie er nicht. Er atmete keuchend, seine Augen kreisten wie wild, seine Sommersprossen glänzten unter dem Schweiß wie Glut. Keiner glaubte, daß sie die Sache überleben könnten, und doch kamen sie auf der Spitze oben an. In diesem Moment schnappte Lappar schon röchelnd nach Luft. Er warf sich auf den Rücken. Seine Augen wurden starr, er verstummte für einige Zeit. Die anderen standen wie gebannt um ihn herum. Dann fing Lappar an zu

sprechen, leise und heiser: „Ich bin der Antichrist. Seht, ich gehe zugrunde. Aber vor meinem Tode mache ich mein Testament. Hört gut zu, denn ich will nach meinem Tode alles wie folgt haben: Verschließt meine Augen nicht. Mit offenen starren Augen soll meine Leiche auf das Vorgebirge getragen werden. Repo, dir vermache ich das Dorf. Nodo, dein soll der Wald sein. Tupy, dir werden der Bach und die Fische gehören. Wenn ich erst auf dem Vorgebirge sein werde, Repo, dann brenne du das Dorf an. Es soll in der Nacht geschehen, und brenne jedes Haus einzeln an. Nodo, du wirst den Wald anbrennen. Jeden Baum und jeden Strauch einzeln. Tupy, du brenne den Bach und die Fische an... „Bestürzt wollte Tupy ihn unterbrechen, doch Lappar ließ es nicht zu.

„...wenn der Antichrist stirbt, dann können sogar die Wasser brennen.“ Er holte etwas Luft und fuhr dann fort. „Wenn alles brennt, dann versammelt euch auf dem Vorgebirge und schneidet euch die Kehlen durch. In meinem Tode will ich alles mit offenen Augen, flammend und blutend, sehen.“

Nachdem er das gesagt hatte, schlief er ein. Die übrigen kauerten entsetzt um ihn herum.

„Ist er schon gestorben?“ fragte Repo flüsternd.

„Nein. Hört. Er atmet noch.“ Tupy gab diese Antwort, der Vize.

Sie schwiegen lange, sogar sehr lange, denn es dämmerte schon, als die Augen Lappars sich öffneten.

„Da, der Tod!“ dachten sie alle voller Schrecken. Jedoch, nein, plötzlich setzte sich Lappar aufrecht hin, maß sie mit seinem Blick und sprach: „Fürchtet euch und zittert, weil ich der Dämon bin! Fürchtet euch und zittert, weil Ihr alle niedere Rasse seid!“

„Heute werden wir Melonen stehlen“, sprach Lappar.

„Unmöglich“, erwiderte Tupy. „Die Feldwächter haben mit Salz geladene Gewehre.“

„Und dennoch werden wir stehlen“, sagte Lappar schon weniger selbstgefällig.

Sie saßen weiter wortlos da. Lappar schaute nach oben zu den Wolken: „Es wird gleich regnen. Im Regen will ich keine Melonen. Wir brauchen keine Melonen. Lieber sollten wir Gewehre und Pistolen stehlen. Pistolen für

Repo und Nodo, weil sie die Soldaten sind. Tupy, du wirst Gewehre bekommen, weil du der Vize bist. Auch ich werde ein Gewehr besitzen, aber ein größeres als du. Danach treiben wir die Feldwächter zusammen und erschießen sie. Jeden Melonenwächter und Alex Piro. Ich werde sie ausrotten, weil ich der Antichrist bin. Wir werden sie Aufstellung nehmen lassen, weil ich der Antichrist bin. Wir werden sie hier der Reihe nach an die Wand stellen“, fuhr Lappar fort. „Ich werde zum Ersten sagen: ‚Geh auf die Knie und flehe um dein Leben; solltest du wunderschön bitten, lassen wir dich laufen‘. Aber wie schön er auch immer flehen wird, er wird umsonst betteln. Ich werde sagen: ‚Schießt!‘ Und wir werden ihn erschießen. Danach sage ich zum nächsten Wächter: ‚Wenn du schöner bitten wirst als der Erste hier, dann kommst du wirklich davon.‘ Aber wie wunderschön er uns auch anflehen mag, wir werden auch ihn erschießen. Und in einer schönen Reihe alle. Am Ende wird Alex Piro folgen. Ich werde zu ihm sagen: ‚Auf die Knie! Wenn du schöner bitten wirst als die anderen, wirst du bestimmt der Einzige sein, der freikommt.‘ Er wird sich auf die Knie begeben und anfangen. Ich werde kommandieren: ‚Flehe noch schöner!‘ Dann wird er noch schöner bitten.

Ich werde wieder fordern: ‚Noch gesegnet!‘ Und er wird noch schöner als schön bitten. Dann werde ich ihm sagen: ‚Alles, was du von dir gegeben hast, ist eine Lappalie. Du hast vergessen zu heulen. Außerdem bist du niedere Rasse und ein Feigling.‘ Und ich werde sagen ‚Schießt!‘ Und wir werden auch ihn erschießen.“

Die anderen hörten ihm voller Abneigung zu. Was für eine Schuld konnte die Seele Alex Piros nur so schwer belasten, um einen solchen grausamen Tod zu verdienen?

„Tupy, lauf los und raube Gewehre. Wenn du nicht bis zum Abend Gewehre herbeischaffst, wirst auch du erschossen.“

Lappar verstummte und versank in Nachdenklichkeit. Falls Tupy rebellieren sollte und keine Gewehre stiehlt, womit ihn dann erschießen? Dann fing Lappar an über andere Dinge nachzudenken. „Na, lieber nicht. Ich brauche keine Gewehre. Lieber stehlen wir Wein. Wir werden Wein stehlen und uns betrinken. Wir werden prassen und Exzesse machen. Ich weiß wie man Wein stiehlt. Ich habe heimlich zugesehen wie das die Lieferanten machen. Nodo, dein Vater ist Zimmermann.“

Geh nach Hause und stieh einen Drillbohrer. Repo, raube du eine Fahrradpumpe. Tupy, du kommst mit mir mit, wir werden die Kellertür aufbrechen.“

Aber sie brauchten sie nicht aufbrechen, denn die Kellertür war nicht verschlossen. Sie schlichen in das gedämpfte Dunkel hinein und sahen sich um. Lappar schrie Tupy plötzlich an: „Warum glotzt du hier herum? Ich sehe nichts. Flitze los und stehle eine Kerze. Im Dunklen will ich keinen Wein.“

Tupy lief davon, kam aber nach kurzer Zeit zurück und dann kamen auch die anderen.

Lappar fing mit der Arbeit an. Er bohrte ein dünnes Loch in das Fass, aber es kam kein Wein heraus.

„Leer“, stellte Tupy fest.

„Halt‘ s Maul, sonst lasse ich dich festnehmen!“ schrie Lappar. Er nahm die Pumpe, die Repo mitgebracht hatte und pumpte etwas Luft durch das kleine Loch. Danach kniete er nieder, legte den Mund an das Loch und fing an den Wein anzusaugen. Als die Soldaten zurückkamen – sie hatten ein Kochgeschirr mitgebracht – pumpte

Lappar bereits weiter. Sie stellten das Kochgeschirr unter den dünnen Strahl und es füllte sich immerhin. „Tupy, der ist für dich, weil du der Vize bist. Trink aus bis zur Neige.“

Widerstrebend fing Tupy an in kleinen Schlucken zu trinken.

„Der Reihe nach wird jeder ein Kochgeschirr voll bekommen und dann wieder je eins für jeden, weil wir heute prassen werden. Wir werden uns betrinken und Exzesse machen.“

Sie torkelten mit schweren Köpfen aus dem Keller nach außen. Es regnete schon.

„Singt“, kommandierte Lappar.

Grölend gingen sie im Gänsemarsch den hinteren Gartenweg entlang.

Die immer grauer werdende Landschaft wirkte leblos und trist.

„Nun schaufelt mein Grab und beerdigt mich bei lebendigem Leibe“, sprach Lappar. „Beerdigt mich, und

dann werde ich aus der Erde herauskommen, weil ich der Dämon bin.“

Sie liefen auseinander, um Spaten herbeizuschaffen.

„Hier soll mein Grab sein.“ Lappar zeigte auf einen Platz unter einem großen Baum. „Hebt für mich eine Grube aus. Ich werde mich hinein stellen und Ihr werdet mich stehend beerdigen, weil man die Dämonen immer stehend in die Erde bringt. Grabt und singt.“ Die Soldaten fingen an zu graben.

„Tupy, geh los und stiehl für mich einen Trog. Ich will nicht vom Regen gepeitscht werden.“

Dann untersuchte Lappar wie tief die Grube ist. Sie reichte nur bis zum Knie. Er setzte sich auf die Erde, stützte den gestohlenen Trog als Schutzschild an seinen Kopf und beobachtete stumm die singenden Totengräber. Sie standen schon in der Erde bis zu den Hüften. Mit einer Handbewegung deutete er an: Weiter. Als die Grube bis zu den Schultern reichte, stellte er sich hinein.

„Nun beerdigt mich!“ befahl er.

Sie fingen an, die Erde zurückzuschaukeln. Die lockere Erde erreichte seine Knie. „Jemand muss sie mit den Füßen fest treten. So locker hat das keinen Wert.“

Tupy sprang in das Grab und stampfte eine Weile um den Dämon herum. Danach schaukelten sie die Erde weiter zurück. Als sie ihm bis zur Taille reichte, traten sie sie erneut fest. Bald stand Lappar bis über die Schultern unter der Erde, nur sein Kopf und seine ausgestreckten Arme blieben über der Erde.

„Nun singt und tanzt um mich herum. Tanzt meinen Totentanz, weil der Antichrist begraben worden ist. Unterdessen werde ich mich aus der Erde herausreißen und wir werden Exzesse machen, ungezügelt und wahnwitzig, weil ich der Dämon bin.“

Der Regen hatte sich verdichtet. Die anderen begannen betrunken zu singen und zu tanzen. Lappar spannte seine Kräfte an. Er versuchte sich mit ausgestreckten Armen aus der Erde herauszuheben, doch er konnte sich nicht einmal bewegen. Die anderen gaben lauernd auf ihn acht. Das Gesicht Lappars verzog sich, seine hellen Augen kreisten wild, Regentropfen und Schweiß flossen von

seinem Kopf herab. Aber er mühte sich vergeblich, unfähig sich auch nur zu bewegen. Tupy schrie mit feiger Stimme zu ihm herüber: „Reiß dich heraus, Dämon!“ Lappar knirschte vor Kraftanspannung mit den Zähnen. Die anderen führten den Totentanz fort.

„Halt!“ schrie Lappar plötzlich. „Lauft alle los und sammelt Brombeeren für mich. Färbt mein Gesicht schwarz ein. Das schwarze Gesicht wird mir dämonische Kraft verleihen.“

Sie liefen höhnisch grölend auseinander. Vorsichtig und bereit zur Flucht beschmierte zuerst Tupy das Gesicht Lappars mit Brombeeren. Doch als sie sich davon überzeugt hatten, dass Lappar seine ausgestreckten Arme nicht gebrauchen konnte, wurden sie mutiger und schmierten den schwarzen Brei immer leidenschaftlicher an den Kopf von Lappar.

„Ich bin der Antichrist“, schrie dieser immerfort, „gleich werde ich mich aus der Erde herausreißen und danach reiße ich auch diesen Baum heraus, und mit ihm werde ich euch und alles zerbrechen und zerschmettern, weil ich der Dämon bin!“ Die anderen tanzten weiter in wilder

Heiterkeit. Sie bewarfen den Kopf von Lappar schon nicht mehr nur mit Brombeeren, sondern auch mit Dreck, und Tupy warf ihm sogar eine verfaulte Tomate ins Gesicht.

„Reiß dich heraus, Dämon! Du bist doch der Schreckenswürdige! Komm heraus aus der Erde, wenn du dazu fähig bist.“

Nicht einmal antworten konnte Lappar noch. Nur seine Augen kreisten weiter. Doch seine Arme lagen kraftlos da.

„Ich bedecke dich mit dem Trog, um dich gegen den Regen zu schützen“, schrie der Vize. Und schon hatten sie den Trog über Lappar gestülpt.

Es regnete nun in Strömen und die Abenddämmerung setzte ein.

„Rollen wir Felsbrocken auf ihn“, schrie Tupy, wenn er der Dämon ist, kann er sogar einen Berg von sich abschütteln.“

Mit gemeinsamer Kraft schleppten sie einen wuchtigen Stein herbei. Dann trugen sie noch eine Menge Steine,

Ziegel und auch Abfall, Mist, alles herbei. Das Grab von Lappar war bald fertig gestellt.

Zuerst schlichen sich die Soldaten davon.

Tupy grölte noch eine Weile einen Gesang, betrunken unter dem Baum sitzend, doch dann stand auch er auf.

„Reiß dich heraus, Antichrist!“ rief er, jedoch mit gedämpfter Stimme, und auch er begann nun nach Hause zu trotten.

Er spürte einen schlechten Geschmack im Mund, vom Wein und aus Enttäuschung. Dieser Lappar war niedere Rasse. Wir wären verpflichtet gewesen, ihn viel früher zu liquidieren, dachte er und hielt plötzlich ängstlich inne. Die Erde bewegte sich, ein ohrenbetäubender Lärm setzte ein. Entsetzt zögerte er, jedoch nur für einen Moment. Es ist nichts! Sie sprengen in der Steinmine, dachte er. Morgen werden wir hingehen und die Gefangenen heimlich beobachten.

Herr Don

Herr Don trat in das Wartezimmer ein. Es überraschte ihn etwas, dass er von dem Vorzimmer aus, wo er seinen Überrock gelassen hatte, nicht direkt weiterkam, durch eine große Glastür. Er musste durch eine andere, scheinbar unwichtige Nebentür gehen.

„Nein, nein! Dahin nicht!“ sagte ein wenig beängstigt das Mädchen, das ihm die Tür geöffnet hatte und wartete, bis er den Überrock ablegte. Er warf ihr ein verlegenes Lächeln zu und öffnete die Tür.

Im Wartezimmer saß ein Herr in eleganter tadelloser Kleidung. Er kreuzte seine Beine übereinander und seine Strümpfe wurden sichtbar. Ihre Farbe harmonisierte ausgezeichnet mit der Farbe seines Anzuges. Er hatte die Ellbogen auf den Arm eines alten Sessels gelegt und stützte sein Gesicht auf den Fingerspitzen. Murmelnd begrüßten sie einander. Herr Don fühlte sich unbehaglich, als er die vollendete Kleidung des Fremden sah. Er selbst, spät erwacht, hatte kaum Zeit sich zu baden. Aus der gut gepflegten Haut des Herrn strahlte schon von weitem das Morgenbad.

Herr Don setzte sich in den Sessel, der auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches stand und jenem vollkommen glich, in dem der Unbekannte saß. Er wurde etwas ungehalten, als er es bemerkte, auf den Lehnen des Sessels befanden sich samtene Polster, von denen Fransen herabhingen. Da muss er aufpassen: Er darf beim Warten nicht selbstvergessen die Fransen zusammendrehen. Er war der Meinung, es sei eine unschickliche Angewohnheit. Sich hinsetzend, ahmte er ungewollt die Haltung des Fremden nach. Als er es bemerkte, hüstelte er verlegen, beugte sich schnell nach vorn und stützte die Ellbogen auf die Knie.

In dem leeren Wartezimmer herrschte eine entsetzliche Hitze. Eine Hitze mit Ölfarbengeruch, die im allgemeinen die Zentralheizungen begleitet. Er sah sehnsüchtig zum Fenster hin. Auf dem Fensterrahmen entdeckte er einen Griff, mit dem man das Oberfenster öffnen kann. Er überlegte kurz und dann ging er zum Fenster hin. Als seine Hand schon den Griff berührte, sprang der Fremde plötzlich auf: „Ist verboten!“ schrie er mit unerwartetem Schwung. Er eilte auf Herrn Don zu, als wollte er ihn angreifen.

„Wie Sie wollen“, sagte Herr Don etwas erstaunt und setzte sich wieder auf seinen Platz.

Auch der Fremde wandte sich um, setzte sich jedoch nicht, sondern spazierte mit knarrenden Schuhen weiter durch das Zimmer. Nervös fing er an zu rauchen und hielt kurz vor Herrn Don an: „Sie sind das erste Mal hier. Nicht wahr?“

„Ja“, sagte Herr Don mit wachsender Verwunderung.

„Nun, mein Herr, hier ist es verboten zu lüften“, sagte der elegante Mann und spazierte weiter. Plötzlich fing er an nervös zu lachen: „Hier ist es verboten! Jawohl, hier“, wiederholte er. Das Wort ‚hier‘ sprach er so eindringlich, als bedeutete es Außergewöhnliches.

„Ja“, sagte Herr Don verlegen, „ja, aber die Hitze...“

„Gewiss“, antwortete der Fremde, er setzte sich wieder auf seinen Platz und drückte die eben erst angebrannte Zigarrette im Aschenbecher aus. Er saß so da wie vorher, in Nachdenken versunken, kreiste aber jetzt mit den Füßen, als wollte er mit seinen zartfarbenen Strümpfen prahlen.

Herr Don wurde auf ein unbestimmtes leises Geräusch aufmerksam.

Er hatte es auch schon früher gehört, aber da drang das Geräusch nicht bis in sein Gehirn vor, dieses leise subtile Klingeln aus der Richtung der Heizung. Vielleicht setzte das leise Geräusch nur ein fernes Hämmern fort, das durch die Heizungsrohre bis hierher gelangte, feiner wurde und sich dann bis zu einem zarten silberhellen Glöckchenklingeln läuterte. Herr Don zerbrach sich den Kopf. Mit was für einem Instrument kann man solch einen Klang erzeugen? Es wäre nötig, den fremden Herrn zu fragen.

Eine entsetzliche Hitze.

Was würde er antworten? In Gedanken begann er über die Bestürzung des fremden Herrn zu lachen. Was für ein Instrument kann es sein? Das Becken einer Trommel? Eine metallene Klingel? Eine Metallklingel? Lächerlich. Etwas Derartiges gibt es sicherlich nicht.

Er bemerkte geniert, wie er im Klingelrhythmus eine improvisierte Melodie durch die Zähne pfiiff. Er krächzte nervös und beugte sich nach hinten in den Sessel. Er

bemerkte, daß der fremde Herr ihn beobachtete. Mit völlig gleichgültiger Miene, mit der man gewöhnlich beim Warten die Dinge und Personen eines Wandgemäldes betrachtet – und dennoch beobachtete ihn der Herr. Dieses Gefühl quälte ihn. Herr Don fing an den Fremden zu hassen. Er hätte nicht sagen können warum, vielleicht wegen seiner kürzlich an den Tag gelegten aggressiven Haltung? Oder vielleicht deshalb, weil der Fremde besser wusste als er, wie man sich hier während des Wartens benehmen muss? Vielleicht wegen der knarrenden Schuhe? Er rückte seine Krawatte zurecht und schloss die Augen. In diesem Zustand schien es ihm, als sähe der Fremde ihn nicht einmal an. Her Don schwitzte. Mit verschlossenen Augen nahm er irgendein längliches Behältnis wahr. Eine Tube, in der man Zahnpasta verkauft. Aber diese Tube hatte kein Markenzeichen. Eine graue mittelgroße Tube. Was enthält sie? Es wäre nötig den fremden Herrn zu fragen. Ja, was ist in der Tube? Und sollte er auch nach dem Becken fragen?

Don beugte den Kopf nach hinten an das obere Polster des Sessels und legte seine Hände der Länge nach auf die Armlehnen. Seine Finger berührten die polierten ungepolsterten Teile. Er dachte zufrieden, noch habe ich

nicht an den Fransen herumgedreht.

Was für eine tiefe Stille! Gewiss wegen des Klingelns. Als ob die Stadt tot wäre.

Mit den Zeigefingern begann er die Konturen der Tube in vielen sich einschließenden Linien auf die Sessellehnen zu malen. Der Herr wird jetzt bestimmt die Hände betrachten. Ob man erahnen kann, was er malt?

Nachdem er sich hinter seinen verschlossenen Augen verborgen hatte, blickte er zufrieden. Plötzlich fing er an die Tuben so zu malen, als hätten sie einen Mund, sowohl unten als auch oben. So wird der Fremde nicht ahnen können, was die Zeichnung darstellt, dachte er zufrieden. Seltsame Tuben. Auf beiden Seiten kann man sie öffnen.

Was für eine tiefe Stille! Sicherlich ist die Stadt gestorben. Er musste auf den Korridor hinausgehen und lauschen. Aber hier, dachte er, ist auch das verboten. Der Fremde gab auf ihn acht. Und auch das Mädchen, das ihm die Tür geöffnet hatte. Möglicherweise ist die Tür verschlossen. Ist es wirklich so? Er ist mit einem Fremden zusammengeschlossen worden. Es wäre notwendig es zu erforschen. Blitzartig erinnerte er sich, er

hatte draußen keinen Schlüssel gesehen. Ob die Stadt gestorben ist?

Mit einem Finger zeichnete er zweimündige Tuben, mit dem anderen runde Becken. Was für eine Irreführung des Fremden, falls er ihn beobachten sollte! Wo muss man diese Tube drücken, damit etwas aus ihr herauskomme? Und was kommt heraus, wenn man sie drückt? Und durch welche Öffnung? Es wäre nötig zu fragen. Und die Stadt, warum ist sie so still?

Eine entsetzliche Hitze.

Plötzlich öffnete er die Augen. Unter dem Fenster bemerkte er eine Kiste. Irgendeine Kiste aus ungehobelten dünnen Brettern mit rundherum genagelten schmalen Metallstreifen. Es ist offenbar, man entsiegelte sie bisher nicht. Oben hat sie ein Etikett mit einer Adresse oder ähnlichem. Sicherlich kam sie per Post oder mit dem Zug. Warum entsiegelte man sie nicht? Es wäre nötig zu fragen. Was enthält sie? Tuben? Oder Becken? Wenn sie Becken enthält, sind sie bestimmt in Holzspäne verpackt. Und dennoch sind die Becken nicht zerbrechlich. Vielleicht darum, damit sie

unterwegs keine Töne von sich geben. Es wäre nötig zu fragen. Herr Don fing an sich darüber zu beunruhigen, ob er in der Stille des Wartens nicht doch noch eine ungewollte Frage stellen könnte.

Wieder schloss er die Augen. Ob die Stadt gestorben ist? Es ist nicht sicher. So lange man das Klingeln hört, ist es ungewiss, ob die Stadt gestorben ist.

Was enthält die Tube? Herr Don betrachtete den Fremden. Dieser kreiste mit dem Fuß, auch jetzt noch, doch er beobachtete ihn nicht weiter. Stattdessen betrachtete er seine Knie und mit den Fingern drehte er die Fransen zusammen, die von den Sesselarmen herunterhingen. Es ist schwer für Herrn Don ein triumphierendes überschäumendes Lachen zurückzuhalten. Noch ehe er darüber hätte nachdenken können, was er tut, schlüpfte die Frage aus ihm heraus:

„Hm. Werden Sie als Erster hineingehen?“

Der Herr wiegte ein wenig beängstigt den Kopf, stand auf und marschierte mit knarrenden Schuhen nervös hin und her.

„Nun, wenn man die Sache ordnungsgemäß betrachtet“, sagte er und begann wieder nervös zu rauchen. Ob er diesmal bis zu Ende rauchen wird? „Wenn auch... möglicherweise...“, sagte der Herr und furchte fragend die Stirn.

„Nein, nein!“ sagte Herr Don sich entschuldigend, „ich fragte nur. Es ist eine entsetzliche Hitze hier. Wie denken Sie darüber?“ Und plötzlich fand Herr Don den eleganten Herrn sympathisch.

Der Fremde zögerte scheinbar einige Zeit, was er antworten sollte. Dann sagte er: „Naja, wenn man es so betrachtet...“ Er sah sich den Teppich unter den Füßen an, den langen, abgenutzten, grünlichen Teppich in der Länge des Zimmers. Ein längliches langweiliges Zimmer, sechs Meter lang und drei Meter breit.

Der Fremde stand nun ebenfalls da, wo er zuvor über die Hitze gesprochen hatte. Herr Don fing an sich überlegen zu fühlen. Wieder schloss er die Augen.

Ob vielleicht die Stadt gestorben ist und man spielt eine Trauermusik auf Becken?

Die Tube hatte bereits keinen Korken mehr. Don musste entsetzt die Augen öffnen. Der Fremde näherte sich ihm schnell. Sein Herankommen erwies sich als beängstigend, weil seine Schuhe nicht knarrten. Er schleicht sich an, dachte Herr Don. Neben dem kleinen Tisch, zwischen den beiden Sesseln, blieb der Fremde stehen und streifte die Asche von seiner Zigarrette ab.

Er hat sich angeschlichen, dachte Herr Don. Hätte ich nicht die Augen geöffnet, würde er mich töten. Wegen der Becken? Nein. Bestimmt wegen der Kiste, die unter dem Fenster vor der Heizung steht.

„Was enthält die Kiste?“ platzte die neue Frage aus ihm heraus.

„Grabsteinteile“, antwortete der Fremde mit einer unerwarteten Festigkeit, die Herrn Don überraschte.

„Warum denken Sie das?“

„In meiner Kindheit“, sagte der Herr, „stand im dunklen Teil unseres Hofes eine kleine Hütte. So eine Art Abstellkammer für wertlosen Plunder. In ihr stand ein schäbiges Motorrad, das man mit einer öligen Zeltplane

bedeckt hatte und vor dem Motorrad standen einige Kisten, die dieser hier glichen. Alle enthielten sie Grabsteinteile. Na, darum denke ich es, obwohl hier kein Motorrad vorhanden ist.“

„Es ist wirklich kein Motorrad hier“, antwortete Herr Don tagträumerisch, doch sofort bereute er es. Der Herr betrachtete ihn argwöhnisch.

Es wäre nötig zu fragen, was für einen Beruf er hat. Friseur? Vorher, als der Herr in der Mitte des Zimmers stand und den Teppich unter den Fußsohlen betrachtete, sah er etwas unterwürfig aus. Jedoch jetzt, wo er sich wie ein Turm über ihn erhebt, wirkt er ausgesprochen feindlich. Falls er Friseur ist, dann weiß er bestimmt, was die Tube enthält, dachte Herr Don und umkrampfte die Sessellehne.

Warum setzt sich der Unbekannte nicht?

An den Wänden hängt nicht ein einziges Bild. Obzwar er wegen des Fremden, der vor ihm steht, nicht die ganze Wand sehen kann. Doch hinter dem eleganten Herrn ist bestimmt kein Bild. Er hätte sich daran erinnert, wenn eins dort wäre, dachte Herr Don. Er würde sich daran

erinnern wie an das Klingeln oder an den Schlüssel. Man erinnert sich an alles, jedoch nicht immer werden die Erinnerungen wieder lebendig.

Der elegante Herr wandte sich langsam um und näherte sich dem Fenster. Ihm den Rücken zudrehend, richtete er seine Aufmerksamkeit nach außen. Na sieh einer an, ich könnte ihn umbringen, dachte Herr Don. Plötzlich angreifen und mit irgendeinem schweren Gegenstand...

Herr Don schaute sich um. Nicht ein einziger schwerer Gegenstand. Die Sessel waren zu groß. Der kleine Tisch schien zu leicht zu sein. Vielleicht mit der Kiste! Aber der Fremde stand genau vor ihr. Man müßte ihn vom Fenster weglocken. Wie könnte man ihn weglocken? Herr Don zerbrach sich fieberhaft den Kopf. Wie wäre es möglich ihn wegzulocken? Er richtete die Augen auf den Rücken des Fremden. Er muss den Herrn hypnotisieren.

Eine entsetzliche Hitze. Und dieser Herr steht ausgerechnet neben der Heizung. Neben der Heizung und der Kiste.

So geht es nicht. Seine Gedanken liefen nutzlos auseinander. So kann man ihn nicht hypnotisieren. Er

muss sich konzentrieren.

Du musst hierher kommen! Du musst hierher kommen!

Du musst...

Die Heizung ist vor seinen Füßen und auch die Kiste ist vor seinen Füßen. Die Heizung wärmt die Kiste. Hat man sie vielleicht gerade wegen der Wärme dorthin gestellt?

Man will sie nicht kalt entsiegeln.

Ob die Hitze nicht den Grabstein beschädigt?

Herr Don fühlte die immense Anstrengung, die die Haut auf seiner Stirn anspannte.

Du musst hierher kommen! Du musst hierher kommen!

Das Klingeln ist jetzt sicherlich behilflich. Das monotone Geräusch ermüdet das Medium.

Eine entsetzliche Hitze. Auch das hilft.

Du musst hierher kommen! Du musst... Erfolglos! Herr Don entspannte sich und schloss erneut die Augen. Der untere Teil der Tube war ein wenig gefurcht, als hätte man sie leicht zusammengepresst. Als wäre das Äußere

angeschwollen. Sieh einer an, vielleicht wird er erfahren, was sie enthält! Jetzt wird bestimmt etwas aus ihr herauskommen. Was enthält die Tube? Ja, er müßte sie drücken. Vielleicht wird dann etwas herauskommen. Vielleicht schleicht der Fremde unterdessen heran. Doch das ist nicht wichtig. Jetzt muss er warten, bis etwas aus der Tube herauskommen wird. Er muss sie drücken. Herr Don konzentrierte sich nun mit ganzer Kraft auf die Tube. In seinen Gedanken presste er sie angestrengt. Es ist, als fürchten sie sich immer mehr. Und auch die Anspannung wächst. Jetzt muss er warten. Er hat noch Zeit. Der Fremde kann sich nur langsam nähern. Keinerlei Geräusch außer dem Klingeln. Die Furchung auf der Tube scheint weiter zu wachsen. Aber noch kommt nichts heraus. Ob die Stadt gestorben ist? Ein entsetzliches Schweigen. Es ist nicht möglich die Stadt zu belauschen. Hier ist es verboten. Jawohl, HIER.

Irgendwann muss der Fremde hierher kommen, weil seine Zigarrettenasche anwächst. Falls die Schuhe knarren sollten, besteht überhaupt keine Gefahr. Wenn er in feindlicher Absicht kommt, wird er sich anschleichen.

Aus der Tube kommt noch nichts heraus.

Warum ist es notwendig, den Grabstein zu erwärmen?

Wenn er an der Tube mit der Hand nachhelfen könnte, wenigstens ein bisschen, dann käme sicherlich etwas heraus. Aber er kann die Finger nicht hinter die geschlossenen Augenlider bringen. Er drückte die Tube mit der ganzen Kraft seiner Gedanken. Da, die Zeit ist herangekommen. Jetzt wird er auf jeden Fall erfahren, was in der Tube ist. Das Klingeln reißt nicht ab. Keine Gefahr. Auch der Fremde kann nicht in der Nähe sein. Die Tube zittert von der gewaltigen Anspannung. Ihr Äußeres dehnt sich bis zum Bersten.

Ob die Stadt gestorben ist? Das Klingelgeräusch endet plötzlich.

Da – das Zeichen, dachte Herr Don und sah noch, mit seinen sich verdunkelnden Augen, wie die Tube durch die ungeheure Anspannung zerplatzte.

Es waren die letzten Minuten des Herrn Don.

Die Grotte

Herr Don bemerkte ein gedämpftes Licht. Er wusste nicht, ob es aus der Außenwelt hereindrang und damit auf das Ende des Grottenganges hinwies, oder ob das Licht nur die Augen täuschte. Aber als er sich näherte wurde ihm klar: das Licht kam aus einer Seitenhöhle. Ein hagerer Mann saß dort auf dem Fußboden mit übereinander geschlagenen Beinen und starrte auf die Flamme einer Kerze, die fast heruntergebrannt war. Herr Don freute sich und auch wieder nicht. Vielleicht weiß der Fremde über die Grotte Bescheid und kann als Führer behilflich sein. Doch gleichzeitig störte er das Gefühl vollkommener Einsamkeit, das Herr Don so noch nie erlebt hatte. Auf leisen Sohlen wollte er unbemerkt am Eingang der Seitenhöhle vorübergehen, aber eine geheimnisvolle Kraft zwang ihn dazu, es nicht zu tun. Er grüßte den Fremden. Dieser bat mit einer Geste um Schweigen.

Auf dem Wege zu dieser Stelle hatte Herr Don in der tiefen Finsternis nur hin und wieder ein Streichholz angebrannt. Er spürte ja einen milden Lufthauch, der nur von der Außenwelt stammen konnte. Und er wusste,

wenn er ihm beharrlich entgegenmarschiert, kommt er sicher aus dem Grottengang heraus. Er brannte einige Male nur deshalb ein Licht an, um sich an dem Schauspiel zu erfreuen, das ihn umgab. Die Felsenwände waren überall von winzigen Kratern, kleinen Vorsprüngen, Ritzen und Ähnlichem bedeckt. Diese hier wiesen sogar schreiende Farben auf. Herr Don hatte das Gefühl, als wäre er auf einer Ausstellung abstrakter Kunstwerke angelangt. Das Schauspiel erinnerte an eine Reliefkarte, als wenn die Farben in einer Wechselbeziehung zu den Kratern und Vorsprüngen stünden. Niemals hatte er etwas Ähnliches gesehen. Ob er die Farben genoss? Oder weckten sie nur seine Neugier? Er hätte es nicht sagen können. Er blieb jedoch von Zeit zu Zeit stehen und starrte die Wände an, bis zum Verlöschen des Streichholzes. Er ging auch an Seitenvertiefungen und Höhlen vorüber, und wenn er ein neues Licht entzündete, konnte er feststellen: der Anblick in ihnen wich nicht von den anderen ab. Doch er marschierte beharrlich gegen den schwachen Windzug, um die Außenwelt zu erreichen. Er wusste nicht, wie viel Zeit im Voranschreiten verflossen war. Das Schweigen und die Stille, die ihn umgaben, senkten sich so tief in

ihn, dass sein Zeitsinn aufgehört hatte zu funktionieren. Unterdessen begann das Kerzenlicht des hageren Fremden kurz aufzuflackern und brannte dann ganz ab. Herr Don dachte, er müsse etwas sagen, doch ihm fiel nichts ein. Er hörte jedoch wie der Fremde in der Dunkelheit aufstand und sich näherte.

„Kommen Sie herein, wenn es Ihnen beliebt.“

Herr Don ging zögernd los. Er fürchtete mit dem Fremden zusammenzustoßen. Dieser aber ergriff Herrn Don am Arm und führte ihn in die Höhle, die so groß war wie ein Zimmer.

„Sie scheinen sich hier bestens auszukennen“, murmelte Herr Don verlegen.

„Ja. Ich verbringe hier jeden Tag viel Zeit.“

„Betrachten Sie hier immer wieder die Figuren und Vorsprünge an den Wänden?“

„Ganz und gar nicht. Ich schaue in das Licht. In die Flamme einer Kerze.“

„Warum?“

„Wenn das Licht verlischt, wird die Dunkelheit viel tiefer. Kennen sie das Gefühl nicht?“

„Na ja“, sagte Herr Don, „doch das könnten Sie auch zu Hause durchführen.“

„Ja, aber denken Sie an die Stille. Diese Wände, bedeckt mit eigensinnigen Reliefs, erzeugen eine Akustik, wie man sie ähnlich nirgends finden kann.“

„Stimmt“, sagte Herr Don ohne überzeugt zu sein, aber Sie haben sicherlich schon bemerkt wie die Wände, die Sie umgeben, beschaffen sind, nicht wahr?“

„Selbstverständlich.“

„Ist Ihnen nicht klar, dass sich das alles hier natürlich herausgebildet hat, oder ist es doch etwas künstlich Geschaffenes?“

„Es ist künstlich und nichts Natürliches. Es ist eine Schrift, Mitteilung, Botschaft. Verstehen Sie es wie Sie wollen.“

„Nie hätte ich das geahnt“, sagte Herr Don, „es ist ein seltsamer Gesichtspunkt. Niemals habe ich etwas

Geschriebenes gesehen, das diesem glich. Welche sind die Buchstaben? Die Vorsprünge oder die Farbflecke?“

„Sowohl als auch. Wenn ich noch eine Kerze hätte, erklärte ich es Ihnen ein wenig.“

„Ich habe Streichhölzer. Soll ich eines anzünden?“

Beim Licht des aufflammenden Streichholzes begann der Fremde: „Sehen Sie! Dort ist ein schwarzer, quadratischer Fleck. Vernachlässigen wir nun die Vorsprünge, sprechen wir nur von der Form. Nun, es ist kein regelmäßiges Quadrat. Nur so ähnlich. Wenn es regelmäßig wäre, dann hieße es: Geier.“

„Um es genauer zu sagen, es ist kein Buchstabe, sondern eine Art Ideogramm.“

„Kann man sagen“, stimmte der Fremde zu, „doch sehen Sie, die linke Seite neigt sich nach unten, so bedeutet es: sich ausrenken. Außerdem hat es an der rechten Seite einen dreiecksähnlichen Auswuchs. Wenn wir auch das in Betracht ziehen, dann heißt es: ein Brunnen neben einem Waldweg.“

„Es scheint mir ein wenig kompliziert.“

„Ja, äußerst kompliziert. Kaum erlernbar. Talentierte eignen es sich in fünfzehn bis zwanzig Jahren an. Weil ich selbst, sagen wir mal, kein großes Talent habe, eignete ich es mir in dreißig Jahren an. Ich verstehe schon vollkommen jede Botschaft.“ Unterdessen brannte das Streichholz ab, doch der Fremde fuhr fort: „Und ich muss hinzufügen, es gibt Kollegen“, er flüsterte es fast, „die sich sechzig Jahre lang quälen und einer von ihnen sogar dreiundsechzig Jahre und noch nicht... o weh!“

„Bei Gott!“ sagte Herr Don, „so viel Zeit hier in der Grotte verbringen?“

„Hier in der inneren Welt verläuft die Zeit ganz anders als in der Außenwelt.“

Sie schwiegen eine Zeit lang.

„Nun, Sie haben mir das mit dem schwarzen Quadrat bereits erklärt“, begann Herr Don zu sprechen, „aber wie weiter? Wie muss man weiter lesen? Vertikal? Oder horizontal?“

„Man kann in beliebiger Richtung lesen. Horizontal, vertikal, parabel-oder hyperbelförmig, es ist ganz gleich. Die Schrift hat Sinn in jeder Richtung. Sie hat sogar einen mehrfachen Sinn. Man kann sie selbst umhergehend lesen. Na, offenbar sind dazu aber nur Meister fähig.“

„Ich habe noch Streichhölzer. Wollen Sie bitte so gut sein und noch etwas lesen?“

„Gern“, sagte der Fremde. Und als das Licht aufleuchtete, fing er sofort an: „Der große Vogel näherte sich mit einem Olivenzweig im Schnabel langsam dem Schilf und ließ den Zweig fallen. Hat man hier gewartet? Oder nicht? Wer weiß? Zwischen den vertikalen Schilfrohren zeigte sich so etwas wie ein Schwarm. Was sich da bewegte, kann man nicht wissen, aber es hat auch keinen Zweck es zu wissen, denn wissenswert ist nur, was...“

Leider brannte das Streichholz zu Ende, wenn auch Herr Don sich äußerst gern darüber informiert hätte, was wissenswert sei.

„Sagen Sie“, begann er zu sprechen, „wäre es nicht möglich, den Inhalt der Botschaft in eine gewöhnliche Schrift zu übertragen, damit sie für alle verständlich

wird?“

Der Fremde fing an zu lachen: „Mann! Verstehen Sie nicht? Die Lesevarianten der Schrift sind unendlich viele. Richtiger gesagt: Weil die Zahl der Konjugationen und Deklinationen unendlich ist, ist die Zahl der konkreten Varianten unendlich mal unendlich. Von dieser ziemlich kleinen Höhle könnte man mit gewöhnlichen Buchstaben so viele Bücher schreiben, dass sie eine riesige Bibliothek füllten. Aber warum? Man muss diese Schrift lesen, so kann man die Botschaft lesen. Aber warum sollte es tatsächlich so wichtig sein, sie zu lesen?“

„Was sagen Sie da?“ Herr Don war überrascht. „Pfleger Sie nicht die Botschaft zu lesen?“

„Während der langen Jahre des Lernens verschaffte ich mir den größten Teil der Botschaft. Danach bleibt keine Zeit mehr dafür. Wenn man hier in der Dunkelheit sitzt, in dem gewaltigen Schweigen, muss man auf die innere Welt seines Schädels achtgeben. Verstehen Sie? Eben dafür dienen alle Grotten hier. Der Dunkelheit und dem Schweigen. Sie sind das Wesentliche. Hier kann man seine eigene Höhle entwerfen und zu Ende führen.“

Gerade jetzt mache auch ich es so. Ich entwerfe meine Botschaft.“ Der Fremde schwieg eine Weile und sprach dann weiter: „Lächerlich. In eine gewöhnliche Schrift übersetzen? In eine Schrift, die für alle verständlich sein soll? Gibt es eine Schrift, die verständlich ist für alle? Und bedenken Sie, diese Höhle ist nicht nur für eine Botschaft da, sondern, sie führt die übrigen Botschaften fort, die die anderen in den anderen Höhlen und im Grottengang fortführen. Alle Botschaften stehen in Wechselbeziehung. Eine führt die andere fort. Ich gebe Ihnen einen Vergleich: Denken Sie daran, die innere Welt Ihres Kopfes wird von der inneren Welt meines Kopfes fortgeführt. Oder umgekehrt: Sie fragen und dadurch gerät meine innere Welt in Abhängigkeit. Ob ich antworte oder nicht, Sie haben ganz gewiss gefragt. Und durch diese Tatsache hängen wir schon voneinander ab. Auf die gleiche Weise sind der Grottengang, die Höhlen und die Vertiefungen gegenseitig abhängig. Es sind so viele Botschaften, wir bräuchten sogar dann noch Jahre, wenn wir nur einmal durch den ganzen Gang schritten und sagen wir mal, dabei nur in horizontaler Richtung lesen würden. Selbst dann würden vielleicht Jahre vergehen, ehe man das Ende erreichte. Nein, nein, mein Herr. Eine

einzigste Sache lohnt getan zu werden: Die Schrift zu Ende erlernen, hinterher muss jeder seine eigene Höhlenbotschaft entwerfen.“

„Verzeihen Sie die Frage“, begann Herr Don zu sprechen, „ist Ihre Höhle fertig?“

„Ja, ich kann hoffen, sie wird bald fertig sein. Nun, es versteht sich, das Verfeinern der Details... doch leider, ich muss jetzt gehen.“

„Haben Sie es sehr eilig?“ fragte Herr Don. „Könnten Sie nicht noch ein wenig lesen, nur für die Dauer eines abbrennenden Streichholzes?“

„So viel Zeit habe ich noch“, sagte der Fremde. Das Streichholz flammte auf und der Fremde fing an: „Die schwarze Balustrade versank zusammen mit der Terrasse im Schlamm. Zwischen ihren kleinen Säulen schwammen Fische hin und her. In der Steinvase, in der früher immer Blumen steckten, verbarg sich nun eine Hydra, die mit ihren fünf ausgestreckten Armen die vier Himmelsrichtungen in Frage stellte. Das grandiose Eichentor des Palastes brach aus seinen Angeln. Von den Algen, die es bedeckten, war es glitschig geworden. Hin

und wieder stiegen Luftbläschen aus dem Wasser nach oben, wie winzige Freudenbotschaften von da, aus der weiten, schweigenden Welt unter Wasser. Ein mächtiger Pfosten brach in der Mitte durch und gähnte wie ein gigantisches Maul. Diese Welt ist verlockend durch das Rätselhafte an ihr, und dennoch...“. Leider verlosch auch dieses Streichholz. Herr Don ließ sich zerstreut von dem Fremden an den Arm nehmen, der mit ihm in der Dunkelheit loslief.

„Kommen Sie mit mir! Ich werde Sie in die Außenwelt führen.“ Der Fremde ging los, jedoch nicht, wie Herr Don es erwartete, dem Lufthauch entgegen. Aber, als der Mann seinen Arm berührte, fühlte er eine seltsame Sicherheit. Umsonst würde er sich bemühen, dieses Gefühl zu beschreiben. Noch während er darüber nachdachte, sah er bereits wie sich dessen Figur in die Dunkelheit einfügte. Ein grünes Dreieck. Wie kann man es ausdrücken?

Was sagte der Fremde? Wenn man kein großes Talent hat, dauert das Lernen dreißig Jahre. Also hat er Zeit, eine kleine Höhle zu entwerfen, die nicht größer als eine Faust ist. Und sie würde das grüne Dreieck beinhalten.

Welche Bedeutung hätte es?

Eine Möglichkeit?

Hoffen?

Eine Chance?

?

Meide die Sonne!

Es wäre besser. Es wäre viel besser, wenn man mir alles sofort sagte.

Ich lege vor mich hin, was ich mitgebracht habe. Er schiebt die Blätter, die er bis jetzt gelesen hat, beiseite. Er sieht nicht einmal auf zu mir. Apathisch blättert er.

„Das sind insgesamt acht Blätter“, sagte er.

Was bedeutet das? Hat er mehr erwartet, oder sind selbst diese schon viel? Warum sagt er nichts?

Er schielt zu mir herüber. Seine Augen zucken unter den dicken Brillengläsern wie ekelhafte schlierige Wesen im Schlamm.

„Sie sind anscheinend müde“, sagte er. „Sie haben sich gehen gelassen, wie? Eine kleine nächtliche Ausschweifung, nicht wahr?“ Es ist, als zwinkerte er mir zu.

„Nein, nein! Ganz und gar nicht! Was denken Sie! Ganz im Gegenteil!“

Das war nicht gut. Zu plötzlich, zu glühend kam der Protest. Als wenn ich etwas zu verheimlichen hätte.

„Vielleicht liegt es am Wetter...“, entschuldigte ich mich.

Kurzsichtig blinzelte er nach draußen durch das Fenster. Sonniges, strahlendes Wetter und nicht nur heute, sondern durchweg während der letzten Wochen. Ich erinnere mich nicht einmal mehr daran wie Wolken aussehen. Na, wenn sich jemand auch bei diesem Wetter nicht wohl fühlt... ich habe wieder etwas Dummes gesagt. Es ist nicht nötig zu reden. Lieber überhaupt nichts sagen. Lieber das gärende Schweigen.

Er betrachtete mich erneut. Die Wesen zucken. Ob er mir vorhin wirklich zugezwinkert hat? Wer weiß?

„Na gut“, sagte er, „ich akzeptiere die acht Seiten. Vervollständigen Sie den Rest. Aber beeilen Sie sich ja nicht zu sehr dabei. Sie müssen irgendwann auch einmal schlafen. Nun, ich denke, zu Hause... ha-ha-ha...“

„Ja.“

Nun, warum hat er das „zu Hause“ beinahe böse gesagt?

Hat man ihm etwas über mich erzählt? Hat man mir wieder etwas zur Last gelegt? Hat er irgendeine Verleumdung gehört? Ob er sich selber etwas in der Art ausgedacht hat?

Ich ziehe mich nach draußen zurück.

Ein schmaler Korridor, Dämmerlicht, schaler Geruch von Tabakrauch und betretenes Schweigen. Als ich die Tür meines Zimmers öffnete, verstummten die anderen. Oder waren sie gar bis jetzt stumm geblieben? Wer weiß? Sie richteten ihre steifen Blicke auf mich. Kanailen! Warum gaffen sie mich unentwegt an? Ich setze mich.

Dieses unangenehme Schweigen verwandelt sich in meinem Hirn zu Eis. Warum schweigen sie? Schweigen sie wegen mir, gegen mich? Wissen sie etwas über mich? Aber was, um Gotteswillen? Oder reimen sie sich nur etwas über mich zusammen?

Ich müsste diesen verfluchten Brief schreiben. Doch nein. Ich kann das anklagende Schweigen nicht ertragen. Ich gehe nach draußen.

Neben der Pförtnerloge im Wartezimmer halte ich an.

Der Diensthabende richtet seine Augen auf mich. Er spricht mich nicht an, betrachtet mich nur prüfend. In meiner Tasche beginnt etwas zu klimpern.

„Haben Sie eine Münze für das Telefon?“ frage ich ihn.

Er kraust die Stirn. Warum überraschte es ihn?

„Warum, bitte schön, wollen Sie nicht im Zimmer telefonieren?“ fragte er.

Er hat recht. Wieder habe ich etwas Unkluges gesagt. Es ist nicht nötig zu reden. Lieber überhaupt nicht reden. Lieber dieses hartnäckige Schweigen.

„Ich werde das Geldstück am Abend brauchen“, lüge ich verlegen.

„Ja. Leider habe ich kein Kleingeld. Doch ich werde Ihnen gern welches holen. Soll ich nach unten auf den Supermarkt gehen, um zu wechseln?“

„Nein, nein. Ich danke Ihnen. Auch ich will hinuntergehen. Vielleicht finde ich etwas zu essen.“

Das widerhallende Schweigen des Treppenhauses. Wenn

die Sonne so brennt wie jetzt, ist es nicht zum Aushalten. Alles strahlt. Alles blendet, bis man besinnungslos wird. Die Wände sind mit leuchtenden Farben bemalt, die Geländer vernickelt und überall schwebt der Geruch dieser elenden Mixtur, mit der man gewöhnlich die Stufen reinigt. Die Treppe krümmt sich viermal zwischen zwei Etagen. Ich laufe los, wie die Soldaten.

Zehn Schritte vorwärts, eine Wendung nach rechts. Zehn Schritte vorwärts...

Sechs Etagen, das sind sechsmal vier Wendungen nach rechts. Ich hätte nach dem Lift läuten müssen. Doch der Mann im Lift betrachtet es als einen Anschlag, wenn jemand den Mut aufbringt, seine erhabene Person zu stören. Heute habe ich schon genug böse Blicke eingefangen.

Warum habe ich noch nicht diesen verfluchten Brief geschrieben? Die ganze Angelegenheit wäre schon zu Ende gebracht.

Zehn Schritte vorwärts, eine Wendung nach rechts.

Ha, diese Wesen unter den dicken Brillengläsern! ,Sie

müssen irgendwann auch einmal schlafen‘ , hatte er gesagt. ‚Nun, ich denke, zu Hause‘ . Warum sagt er „zu Hause?“

Zehn Schritte vorwärts, eine Wendung nach rechts. Zehn Schritte...

Mir ist schwindlig.

Endlich, die Straße. Lärm, versengende Sonnenstrahlen, Gleichgültigkeit. Das ist jetzt gut. Sehr gut. Darin untertauchen. Völlig darin versinken. Doch es hilft nicht, befreit nicht, rettet mich nicht. Ich müsste mich in dem Lärm auflösen. Ich müsste diesen Brief schreiben, mit dem Lärm verschmelzen und verschwinden, ich müsste selbst Lärm werden. Ich würde über den Häusern schweben, nach unten schauen, den Tumult beobachten. Ich würde die Hasserfüllten beobachten. Waren acht Seiten viel oder wenig? Und warum schwiegen die anderen? Das abscheuliche Schweigen, das mich vertrieben hat.

Jemand grüßt mich. Wer konnte das sein? Ich habe gerade in die andere Richtung gesehen. Ich drehe mich nach ihm um. Die Strahlen der Sonne blenden. Ich bin

unfähig jemanden zu erkennen. Ob es einer aus dem Büro war? Er wird jetzt sicherlich hineingehen und das Gerücht streuen wie er mich auf der Straße herumirren sah.

Ich habe entsetzliches Kopfsausen.

Der Bürgersteig schwankt unter meinen Fußsohlen. Jetzt hebt er sich gefährlich. Als ob ich auf einem steilen Abhang kröche. Das alles geschieht wegen der Sonne, wegen jener unbarmherzigen Sonnenstrahlen. Der ungeheure Strahlenausfluss verstopft meinen Schädel. Die Straße neigt sich nun nach links. Soll auch ich mich mit ihr bewegen? Oder sollte ich aufrecht bleiben? Selbst die Mauern schwanken bedrohlich. Menschen, stützt die Mauern! Sie wollen mich zu Tode quetschen. Auch ich würde sie stützen, aber ich bin zu schwach. Ich bin schwach und verteidigungsunfähig wie ein Krebs, der den Panzer verloren hat. Mein Panzer ist geschmolzen und nun verbrennt mich alles: die Blicke, das Schweigen, der Lärm, die grausamen Sonnenstrahlen, alles. Ich will mich verbergen. Ich will mich in eine Plakatsäule hineinschieben. Hineinkriechen und hinkauern in ihr. Ich würde den eindringenden Lärm belauschen. Gestattet

mir, mich in einer Plakatsäule zu verbergen! Doch lieber nicht. Sie taugt nicht. Sie ist so großartig nur von außen. Sie hat nur dünne Blechwände. Ihre Hülle ist dünn wie die Plakate selbst. „Pflege deine Haut mit Ozonkreme!“ „Rauche Filter-Zigarretten!“ „Das Kinoprogramm der Woche“ „Eine Wohltat – Zahnpasta Salvo!“ „Gegen die Sonne – Hofferöl.“ Plakate, Plakate, rote, grüne, gelbe, blaue, brutale schreiende Farben. Sie blenden und betäuben. Und dazu noch diese wahnsinnig machenden Sonnenstrahlen. Die Plakate neigen sich mir beängstigend zu. Ich gehe weiter. Ein Blumenladen. Drinnen ein Aquarium. Ich betrachte die Fische. Sie glotzen mit ihren starren Augen zu mir zurück. Warum schielt ihr so blöd? Sie zucken und zucken hin und her... die Wesen unter den dicken Brillengläsern. ‚Sie müssen irgendwann auch einmal schlafen‘, sagte er. ‚Na, ich denke, zu Hause.‘ Ich hasse die Fische.

Eine Blume mit einer überdimensionalen Blüte. Ihr geschwollener Blütenkelch ist so groß wie der Kopf eines Jungen. Die Blätter sind farbenprächtig. O weh! Jedes Blatt ist ja ein Papageienkopf. Papageienköpfe mit Hakenschnäbeln. Aber ja, diese Blume ist ein zwölfköpfiger Papagei.

Da, der Supermarkt. Zu dieser Zeit sind drinnen nur wenige Menschen zu sehen. Sie blicken mich nicht dauernd an. Sie fragen mich nicht. Ich muss auch nicht sprechen. Na, ich hätte die anderen im Büro fragen müssen, ob sie etwas brauchen. Wer auch immer hinuntergeht, fragt gewöhnlich, ob jemand etwas braucht. Sollte ich jetzt telefonieren? Nein. Wenn ich zu höflich erscheine, werden sie wieder anfangen herumzurätseln. Ich kenne sie gut. Es ist zwecklos zu fragen. Soll das Schweigen anhalten! Ob ich etwas esse? Jetzt ist es elf. Ein leichter Krampf in der Magengegend. Trotzdem, irgendein Fruchtsaft wird mir wahrscheinlich gut tun, hoffe ich. Ich weiß nicht, warum man hier nicht auch Gläser ausgibt... Ich bin ungeschickt. Ich trinke nicht gern aus einer Flasche.

Warum habe ich diesen verfluchten Brief noch nicht geschrieben?

Nun wieder hinein in dieses Schweigen. In dieses lieblose Schweigen. Zurück auf die Straße unter die drohenden Mauern, unter die Sonnenstrahlen, unter die Plakate. „Gegen die Sonne - Hofferöl!“ Gegen die Sonne was auch immer. Gegen Sonne alles. Fürchte die Sonne! Meide die

Sonne!

Der Mann im Lift blickt auf die Uhr. Sofort fährt er mit mir nach oben, auch wenn er sonst wartet, bis sich acht bis zehn Personen versammelt haben. Warum hat er auf die Uhr gesehen? Ob auch er mich schon kontrolliert? Ob auch er im Hinterhalt liegt?

„Eine verdammte Hitze, wie?“ spreche ich ihn an.

Er betrachtet mich überrascht. Schon wieder, warum musste ich reden? „Ja, mein Herr“, antwortet er apathisch, „zur sechsten?“

„Ja. Zur sechsten.“

Warum hat er gefragt? Er weiß es doch genau. Denkt er vielleicht, ich gehe zur Leitung? Warum sollte ich? Rätselt auch er schon herum? Reimt sich denn hier schon jeder etwas über mich zusammen?

Schon vor langer Zeit hätte ich diesen Brief schreiben müssen. Wieder die anderen. Bestimmt werden sie mich erneut wortlos anstarren. Aber nein. Jemand spricht mich an.

„Man suchte Sie telefonisch.“

„Wer?“

„Ich weiß nicht. Einen Namen hat er nicht genannt.“

Mir ist schwindlig. Was bedeutet das Telefon?

Normalerweise sucht mich niemand. Ob etwas zu Hause passiert ist? Aber, bei Gott, ich habe Ihnen schon tausendmal gesagt, sie sollen hier auf keinen Fall anrufen! Außerdem kann es sein, man sucht mich nicht von zu Hause aus. Wer könnte es sein?

Auf meinem Tisch liegt ein Brief. Ich erblicke ihn schon von weitem. Offenbar kam in der Zwischenzeit der Briefträger. Als ich den Tisch erreiche, bemerke ich, daß es ein Einschreibebrief ist. Eine langsame, sich ausbreitende Empfindungslosigkeit erfaßt mich. Mehr und mehr, von oben nach unten. Was bedeutet dieser Brief? Ich habe nicht einmal den Mut, den Namen des Absenders zu lesen. Ich sehe durch das Fenster nach draußen. Als die Empfindungslosigkeit meine Nieren erreicht, beginnen sie zu stechen. Seit der Operation geht das so. Ja, die Operation. Der leichte Geruch des Äthers, die beruhigende, kühle Luft des Operationssaales, das

leise Klingeln der polierten Instrumente auf dem
Glastisch, das stille dumpfe Absterben der Gefühle.
Stechend verkrampfen sich die Nieren. Sie flackern auf
wie eine rote Signallampe: „Rettungsausgang“.
Gefahrenausgang? Wo ist der Rettungsausgang? Gibt es
einen Rettungsausgang für mich?

Ob ich den Brief öffne? Nein! Ihr werdet nicht zusehen
können, was für ein Gesicht ich mache, wenn ich den
Brief lese!

Das Schweigen macht mich verrückt. Warum sagt Ihr
nichts? Es liegt etwas in der Luft, das ist sicher.
Irgendetwas bereitet sich vor, etwas geschieht, aber ich
weiß nicht, was. Waren die acht Seiten zu viel oder zu
wenig? Warum dieses hasserfüllte Schweigen? Und der
Diensthabende: ‚Warum, bitte schön, wollen Sie nicht im
Zimmer telefonieren?‘ Und die Fische im Aquarium. Und
der zwölköpfige Papageienkopf. Und der Mann im Lift.
Warum sagen sie nichts? Was bereitet sich vor? Was
geschieht? Ich müsste diesen verfluchten Brief schreiben.
Es wäre das Beste, anonym. Aber leider, Informationen
solcher Art beachtet man nicht. Ob ich die Angelegenheit
per Telefon in Ordnung bringe? Man würde meine

Stimme wiedererkennen. Was soll ich tun?

Ich habe Kopfsausen.

Irgendwann, vor langer Zeit, in der Zeit unserer Väter, konnte man wenigstens noch Bleistifte spitzen.

Heutzutage hat jeder einen Füllfederhalter und einen Kugelschreiber. Ich habe nichts, um daran herum fingern zu können. Wie alt war mein Vater, als... zweiundsiebzig oder dreiundsiebzig? Na, richtig, damals war er längst pensioniert.

Bis zur Pension habe ich mindestens noch fünfzehn Jahre.

Das sind fünfzehn mal dreihundert Arbeitstage.

Das sind fünfzehnmal dreihundertmal acht Stunden.

Das sind fünfzehnmal dreihundertmal achtmal sechzig Minuten.

Kann man so lange aushalten?

Verflucht sollt Ihr sein! Warum sprecht Ihr nicht?

Ich habe Kopfsausen, Kopfsausen und Kopfsausen...

Schweigen...

Türen

„Ist schon ausverkauft“, sagte die Kellnerin, „bestelle lieber einen Bureschano: der Preis ist der gleiche, aber er ist keineswegs schlechter als der andere.“

Sie hieß Resi: ein Weib mit strammen Beinen, ziemlich hässlich. Irgendwann besuchten sie zusammen die Schule.

„Gut, dann hole also einen Schoppen von diesem“, sagte der Mann. Er stützte sich mit den Ellenbogen auf den Tisch und beobachtete die zwei Türen auf der anderen Seite. Über der ersten war in Deutsch zu lesen: HERREN. Auf der anderen: DAMEN.

Der Leiter der Zigeunerkapelle hob die Geige, zupfte an den Saiten herum, sah in die Runde, begann aber nicht zu spielen. Er legte das Instrument ab und setzte sich wieder hin, mit gelangweilter Miene.

Resi eilte durch den Saal. Sie trug dampfende Würstchen auf einem Tablett.

An den Nachbartisch kam eine rot gekleidete Frau in

Begleitung zweier Herren und sagte: „‘ n Abend“. Hat man so etwas schon einmal gehört? Nur einfach: ‘ n Abend.

Ihre nächsten Worte waren unverständlich da sie die Stimme senkte. Doch was sie erzählte, war möglicherweise interessant, denn die beiden Kavaliere wiegten lebhaft die Köpfe hin und her, sich dabei über den Tisch beugend.

Ich werde auf sie warten, dachte wieder der Mann. Ich werde sie mit nach Hause nehmen. Nun, natürlich nach Hause zu mir.

Der Elektromotor hielt an und ließ einen klagenden Seufzer hören. Ein gewaltiges Eiseninstrument hing an einem dicken Metallkabel über dem Schlund des Schachtes. Es baumelte, kaum sichtbar, im Licht der Taschenlampen.

„Weißt du, dass es gleich elf ist?“ sagte der mit dem Lederhut zu dem anderen.

„Was tun? Auf jeden Fall müssen wir diesen verdammten Dreckschrott heraushieven.“

Sie spannten ihre Kräfte an und begannen, den Rollkran nach hinten zu schieben. Vereinzelt Regentropfen stachen sie wie Nadeln ins Gesicht. Während der Arbeit sprangen an den Wänden groteske Schatten entlang, im Takt der tänzelnden Taschenlampen, die sie auf ihre Brust gehängt hatten.

„Möchtest du ein Glas Wein?“ fragte der Mann, als Resi den Bureschano brachte.

„Danke, nein. Es ist noch zu früh. Ich habe noch viel Arbeit.“

„Bis wann?“

„Bis um zwei.“

„O weh! Und jetzt ist es kaum elf.“

„Leider“, sagte das Mädchen und goss ihm ein. „Dahin gehe auf keinen Fall!“

„Wohin?“ fragte der Mann.

„Dorthin“, Resi zeigte mit der Hand zur Tür HERREN.

„Sie ist wieder verstopft. Die Jauche reicht schon bis zu den Knöcheln.“

„Schon wieder?“

„Ja. Diese verdammte Lasterhöhle. Im Oktober werde ich diesen Miststall verlassen.“

„Und was machst du dann?“

„Ich werde Kassiererin in einem Blumenladen.“

„Ob es da besser sein wird?“

Das Mädchen zuckte nur leicht mit den Achseln.

„Resi, Goldblume!“ tönte es vom Ende der Gaststube.

„Wir müssten den Schacht bedecken“, sagte der Mann mit dem Lederhut.

„Zu zweit?“ fragte der andere. „Als wir ihn abhoben, waren wir zu viert, und selbst da konnten wir diesen

verfluchten Betondeckel kaum bewegen.“

Sie standen ratlos. Der mit dem Lederhut richtete das Licht nach unten in den Schacht. In einer Tiefe von acht Metern lagen riesige Eisenträger verstreut. Einige Rohre, von denen man gerade die massiven Verschlüsse entfernt hatte, ragten spitz nach oben. Auf dem Grund des Schachtes vibrierte das Wasser, launische Lichter auf den schimmelbefleckten senkrechten Wänden widerspiegelnd.

„Als wäre es eine Elefantenfalle“, sagte der Mann mit dem Lederhut und spuckte in die Tiefe.

„Hör mir gut zu“, sprach der andere. „Wir werden das Tor verschließen und den Schlüssel mitnehmen. Und morgen früh um neun werden wir zuerst da sein. Bis dahin kann keiner hier heran. Lassen wir also ruhig den Schacht offen.“

„Na und das?“ sagte der mit dem Lederhut, wobei er auf die Tür über den sieben Stufen zeigte. Ein schmaler Lichtstreifen drang unter ihr nach außen.

„Sie ist immer verschlossen“, behauptete der andere,

doch seine Stimme klang nicht fest.

Man müsste die Tür über den sieben Stufen ausprobieren, dachte er, aber, um die unterste der sieben Stufen zu erreichen, müsste er über den gähnenden Schlund des Schachtes springen, und das ist schon bei Tageslicht ein schwieriges Unterfangen.

„Sie ist immer zu“, wiederholte er. „Aber den Chef werden wir auf jeden Fall zur Vorsicht mahnen“, fügte er dann noch, sich beruhigend, hinzu.

Der Mann trank bereits das zweite Glas. Resi ist heute schlecht gelaunt, dachte er. Doch hinterher akzeptiert sie sicherlich einige Gläschen und wird lustiger. Dass sie nicht gerade schön ist? Nun, wenn das Licht aus ist, sind alle Frauen schön.

Als sei es völlig gleichgültig, was er tut, stand er auf und ging los zur Tür HERREN.

Als seine Hand schon auf der Klinke lag, erinnerte er sich plötzlich wieder daran, was das Mädchen gesagt hatte:

„Die Jauche reicht schon bis zu den Knöcheln.“ Macht nichts. Ich werde auf die Straße gehen, dachte er und lief los zum Ausgang.

Draußen kam gerade ein Autobus an. Normalerweise wartet er hier, bis der andere Bus ankommt. Jetzt ist es unmöglich dort hinaus zu gelangen. Macht nichts, ich werde auf den Hof gehen, dachte er. Aber er ging nicht gleich. Er blickte nach draußen durch die Glasscheibe, auf der die Regentropfen nach unten um die Wette liefen. Der Scheinwerfer des Busses und das heitere Licht, das aus den Fenstern kam, erleuchtete festlich den kleinen Platz, der eine unwirkliche, märchenhafte Freundlichkeit ausströmte und sich an den Rändern in den scharf umrissenen Schatten verlor.

„Der Bus ist gekommen“, rief jemand in der Gaststätte, freudestrahlend. „Kommt alle! Sehen wir nach, wer angekommen ist.“

Fast alle drängten sich zum Ausgang.

Der Mann mit dem Lederhut machte sich schon am

Schloss des Tores zu schaffen. Er probierte noch einmal die Klinke, damit er seiner Sache sicher sei.

„Wir müssen unbedingt den Chef warnen“, wiederholte er.

„Natürlich! Natürlich!“ antwortete der andere und hob die Augen zum Himmel.

„Es regnet unaufhörlich! Hol‘ s der Teufel!“

Dem Mann wurde es langweilig hinauszustarren. Er ging los zur Hoftür. Als er sie öffnete, schlug ihm die frische, feuchte Luft angenehm ins Gesicht. Lautlos zog er die Tür hinter sich zu, einen Augenblick lang genoss er die lautlose Dunkelheit. Danach sah er nach oben zum Himmel. Ein Stern zeigte sich nirgends.

„Es regnet unaufhörlich! Hol‘ s der Teufel“, sagte er halblaut, und er begann auf den sieben Stufen nach unten zu gehen.

Ein Fiebertraum

Überall herrschte großer Tumult. Die Schauspieler standen im Vestibül herum, unter das Publikum gemischt. Ich schob mich neben einen Kleinwüchsigen. Er trug eine weiße Maske. Nur ein waagerechter Strich ersetzte eines seiner Augen. Er sagte, er werde in dem Theaterstück die Rolle des Einäugigen spielen. Er hatte auch einen Buckel. Er zeigte, wie er sich später bewegen soll. Er hüpfte wie ein toll gewordener Riesenspatz hin und her und quiekte dabei dümmlich wie ein Ferkel. Er erzählte, sein Text sei noch nicht zu Ende geschrieben worden und er hoffe, dieser werde bis zum Beginn des Stückes fertig sein.

Auch berühmte Schauspieler hatten sich unter die Menschenmenge gemischt, aber sie plauderten nicht miteinander, sondern spazierten nur schweigsam paarweise oder zu dritt umher. Ich wollte einen um ein Autogramm bitten, doch er sagte, er könne es nicht geben, da sonst seine Maske ihren Sinn verlöre. Außerdem habe er keinen Stift. Den ganzen Nachmittag suchte ich Mathilda. Ich fühlte seit langem, sie verheimlicht etwas, es ist, als mied sie mich absichtlich.

Sogar heute verschwand sie spurlos zwischen den Maskierten. Jemand sagte mir in dem Gedränge, er habe sie in einem nahen Saal gesehen. Ich ging in den Saal hinein, um sie zu erblicken, konnte sie aber wegen der Masken nicht wiedererkennen. Es waren dort viele Mädchen versammelt. Einige schlugen mit Holzhämmern gegen die Wände. Andere unternahmen nichts, doch offensichtlich verbargen sie Werkzeuge unter den Mänteln. Ich konnte Mathilda nicht finden. Plötzlich erschien eine große Schar Mädchen im Saal. Sie hatten alle die gleichen Masken auf. Auf jede hatte man in großen Lettern ein Ypsilon gezeichnet. Sie näherten sich in einer langen Reihe. Zu dritt. Ich weiß nicht warum, aber ich fühlte, Mathilda schickte sie zu mir. Ich begann mich zu fürchten und flüchtete.

Ich kehrte hierher zurück ins Theater. Es war heiß. Vielleicht wegen des Regens, der bereits am frühen Morgen losging und nun am Abend zum Dauerguss wurde. Aufrichtig gesagt, flüchtete ich vor dem Guss hierher in die Halle. Der Geruch von nassen Mänteln mischte sich mit dem Geruch der feuchten Papiermasken und dem Tabakrauch. Obgleich das Rauchen für heute verboten worden war. Doch es läßt sich nicht leugnen,

unter den weiten Masken konnte man heimlich rauchen. Auch ich habe es versucht, doch der Tabakrauch, der sich mit dem Farbgeruch meiner Maske vermischte, schmeckte so stark nach Gas, dass ich lieber verzichtete. Ich hatte mir eine Maske aus einem großen glatten italienischen Plakat zurechtgebastelt. Nur mit zwei großen Löchern vor meinen Augen, damit ich etwas sehen konnte. Unter meinem Hut saß ein großer Papierzylinder, der rundherum mit bunten Bildern und italienischen Zeitungstexten bedruckt war. Ich wollte mir eine schöne Holzmaske kaufen. Als ich vor den Ypsilondamen flüchtete, ging ich in einen Laden. Doch da verkaufte man nur Sachen, von denen ich fand, dass sie weder zu meinem Mantel noch zu meinem Hut passen, obwohl eine Maske mir ausgesprochen gut gefiel. Selbst der Händler wollte mich überreden. Sie war wunderschön, doch zu elegant und zu teuer für mich.

Plötzlich läutete es. Obgleich jeder dachte, daß die Türen sich gleich öffnen werden, kam es doch anders. Die Lautsprecher ertönten und teilten mit: bedauerlicherweise könne das Theaterstück für einige Zeit noch nicht anfangen, da der Text nicht ganz fertig geworden sei. Falls er in kurzer Zeit zur Verfügung stehe,

könne man selbst dann nur den ersten Teil darbieten. Danach folge eine lange Pause, damit man unterdessen den zweiten Teil schreiben könne. Auf die Musik müssten wir verzichten. Man werde sie in einigen Tagen im Radio vorstellen.

Der berühmte Schauspieler, den ich kürzlich um ein Autogramm gebeten hatte - ich konnte ihn leider wegen der Maske nicht erkennen - kam zu mir und sagte beruhigend, ich hätte bestimmt schon einen Platz sicher, da wegen der Nachricht viele weggehen werden.

Während er sprach, drang Rauch aus seiner Maske, was mich ängstigte. Ich glaubte eine Vision zu haben. Seit einigen Tagen fühlte ich mich krank. Dann ahnte ich, auch er raucht heimlich eine Zigarrette. Stotternd bat ich um Verzeihung und rannte weg, weil es mir so schien, als sei auch Mathilda in der Menge, da ein Fräulein mit hohem Hut an mir vorbeischlich. Ich eilte ihr nach. Ein Mann verbeugte sich vor mir. „Guten Abend“, sagte das Fräulein, von dem ich annahm, es sei Mathilda, „heute abend gleiche ich allen anderen auf wunderbare Weise.“ Aus diesen Worten wurde mir sofort klar, warum ich vermutete, sie sei Mathilda. Ich hätte lieber den Tumult verlassen, doch draußen auf der Straße wäre ich völlig

durchnäßt worden. Ich blieb. Jemand legte seine Hand auf meine Schulter. „Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr. Sie erinnern mich an niemanden.“

Er war ein hoch gewachsener Mann. Was will er von mir? Ich stotterte dummes Zeug und versuchte im Gedränge zu verschwinden. Gerade ging ich an einer Tür vorbei, als ein Platzanweiser sie öffnete und sagte, wir sollen hineingehen, doch nur einige, weil das Theaterstück heute nur wenige Zuschauer erfordere. Weil ich gerade dort stand, ging auch ich mehr zufällig hinein. Der Zuschauerraum war völlig leer. Sitzplätze fehlten überhaupt. Überall wirre Drapierungen in schreienden Farben. Auf dem Fußboden ein schwarzer Teppich. An einigen Stellen ausgebreitete Eisbärenfelle. Die Intendantin stand Auge in Auge zu mir. Sie hatte eine grüne Papiermaske auf, auch ihre Kleidung war aus grünem Papier gefertigt. Aus ihrem Gürtel lugte wie ein Dolch ein Maiskolben hervor. Leise verwarnte sie uns, wir dürften weder die Hüte noch die Mäntel ablegen und hätten uns hinzukauern. Sie holte eine kleine schwarze Schachtel unter ihrem Kleid hervor. Dann hockte auch sie sich hin und fing an in falschem Tone zu singen. Wir Zuschauer platzierten uns vor ihr, dicht gedrängt, einer

neben dem anderen, da die Platzanweiser uns zusammentrieben. Auf einige von uns legten die Platzanweiser kleine Teppiche. Auch ich erhielt einen. Ich fing deshalb an zu schwitzen. Ich ertrug es einige Zeit, legte ihn dann aber vor mich hin und kniete mich auf ihn.

„Sie haben recht“, sagte eine Dame neben mir mit gedämpfter Stimme. „Cäsar, siehst du, was für ein kluger Mensch er ist?“ Cäsar, den ich nicht mehr zu Gesicht bekam, weil die Lampen langsam verloschen, atmete geräuschvoll aus und ein.

„Cäsar, mein Lieber, Gib acht! Oho, schlafe mir nicht ein“, sprach die Frau wieder. Ich legte meine Hand auf ihr Knie, um sie zum Schweigen zu bringen, weil die Intendantin uns bereits mehrmals nervös angesehen hatte. Dabei sang sie weiterhin einen unverständlichen Text und ließ die Holzschachtel tanzen, als ob es eine Marionette wäre. Danach hüpfte sie in Hockstellung vorwärts. Sie sang weiter, und mit einer Handbewegung forderte sie uns auf mitzusingen. Wir beobachteten gespannt jede ihrer Bewegungen. Niemand von uns hatte bis jetzt eine ähnliche Aufführung gesehen. Wir krochen langsam hinter ihr her, unverändert in Hockstellung. Sie

sang pausenlos und hob langsam die Schachtel in die Höhe.

Die Frau, die neben mir kauerte, atmete ein, als wollte sie etwas zu Cäsar sagen. Warnend berührte ich ihr Bein und ließ meine Hand auf ihrer nackten Haut ruhen. Wie ich aus dieser zufälligen Berührung spürte, war ihr Bein wohlgeformt, kühl und ein wenig feucht, ähnlich wie die Beine Mathildas. Einen Moment lang dachte ich, sie sei Mathilda. Aber Mathilda würde sich nie auf einen schwarzen Teppich hocken. Sie duldete kurze Zeit meine Hand, betrachtete mich dann ironisch und stieß mich zur Seite. Die Intendantin lief einige Schritte im Rückwärtsgang. Hüpfend folgten wir ihr. Das Licht verdunkelte sich fast völlig. An seiner Stelle drang ein rotes Dämmerlicht von irgendwoher ein. Die Hitze und die durch das ungewöhnliche Spektakel bedingte Nervenanspannung, fingen an unerträglich zu werden. Wir blickten schon nicht mehr auf die Intendantin, sondern auf eine völlig lichtlose Bühne. Es schien, als bewegte sich da etwas. Ob man vielleicht dort die Aufführung fortsetzen wird?

Plötzlich leuchteten wieder die Lampen auf.

„Ungefähr so viel konnte ich Ihnen als Vorspiel anbieten“, sagte die Intendantin sich erhebend, „jetzt bitte ich Sie zu fortzugehen, damit ich dieses Vorspiel der nächsten Gruppe vorstellen kann. Ich hoffe, wenn alle Gruppen das Vorspiel angesehen haben, wird der Text vielleicht fertig sein und wir können mit dem wirklichen Theaterstück anfangen.“

Entrüstet erhoben wir uns. Doch unterdessen ließen die Platzanweiser schon eine neue Gruppe hereinkommen und wir mussten gehen. Einen winzigen Moment lang blieb ich an meinem Platz, aber da ergriff mich gleich jemand und stieß mich nach draußen.

„Was ist das? Was erwarten Sie? Verstehen Sie nicht, die nächste Gruppe ist an der Reihe?“

Ich blickte ihn an. Es war der hoch gewachsene Mann, der mich kürzlich im Vestibül angesprochen hatte. Er trug eine Maske aus Zeitungspapier, mit einer großen Nase. Ich versuchte zu widerstehen, doch er war viel stärker als ich. Er stieß mich nicht nur bis zum Eingang des Zuschauerraumes vor sich her, sondern weiter durch das Vestibül nach draußen auf die Straße in den

strömenden Regen.

Vor dem Theater lag Schmutz. Darauf eine Menge weggeworfener Papierschnipsel. Der Mann in der Zeitungsmaske blickte sich um. Im Vergleich zum Tumult am Nachmittag, lag die Straße fast verlassen da. Nur wenige Menschen spazierten dort, doch es näherte sich eine größere Gruppe. Sie sangen. Eine unbekannte Hymne. Sie sangen mitreißend schön. Ich wartete auf sie. Als sie näher kamen, bemerkte ich, dass es die Ypsilonmasken waren. Nachmittags hatte ich mich geirrt. Es waren nicht nur Mädchen. Als sie neben mir ankamen, hörte ich das Geräusch eines hinstürzenden Körpers. In dem einsetzenden Gedränge konnte ich nicht sehen, was geschah. Aber als ich mich unter sie mischte, bemerkte ich, daß jemand im Schmutz lag. Die anderen versuchten ihn wiederzubeleben. Sie versuchten ihn hochzuheben. Der Gesang dauerte an, bis er dann auf chaotische Weise abbrach. Stattdessen erhob sich Geschrei: „Ich habe doch gesagt, wir hätten ihn nicht mitnehmen sollen!“ „Er braucht Wasser!“ „Nicht Wasser, sondern Luft braucht er!“ „Nehmt ihm die Maske ab!“ Jemand richtete eine Taschenlampe auf den Unglücklichen. Eine Hand fing an die Maske von seinem Gesicht zu ziehen. Unter dem

zerknüllten Papier tauchte langsam das Gesicht unter dem grünen Haar auf. Um Augen und Mund war weiße Schminke aufgetragen, auf dem Gesicht ein vermischtes Rot. Mit einem Satz, es erschien das Gesicht eines Clowns. Seine Augen starrten gläsern ins Nichts. Ich vermute, jeder bekam es mit, daß er tot war.

Man schrie nach einem Arzt. Einige Ypsilonmasken zerrten bereits eine dicke Gestalt aus dem Theater heraus, die ein Arztköffchen trug.

„Ich flehe Sie an! Um Gottes Willen! Sie irren sich!“ schrie der Dicke immerzu.

„Führt ihn her. Vielleicht kann er helfen“, rief einer von denen, die um den Leichnam herum standen.

„Aber ich flehe Sie an! Ich bin nur ein Schauspieler! Ich wäre Arzt nur in dem Stück. Selbst mein Text ist noch nicht fertig.“

Die Ypsilone zogen ihn weiter. Ich wollte Ihnen erklären, warum der unglückliche Schauspieler noch nicht heilen könne, da erst der Text vom Vorspiel fertig sei. Aber man stieß mich weg.

„Wenn er Widerstand leistet, müssen wir ihn töten!“
brüllte ein Ypsilon.

„Verbrennt ihn auf dem Scheiterhaufen!“

„Hängt ihn!“ Das brüllten schon viele. Und wieder fingen sie an zu singen. Sie sangen die vorherige Hymne, doch nun in frenetischer Ekstase. Der Zeitungsmaskenmann, der mich aus dem Theater hinausgetrieben hatte, brüllte immerzu und sang mit ihnen.

„Hängt ihn auf! Hängt ihn auf!“ schrien viele im Chor.

Ich versuchte zu verschwinden. Als ich die Straßenecke erreichte, rannte ich los. Ich lief so lange ich konnte und hielt dann an einem Briefkasten an, um mir den Schweiß abzuwischen. Ich legte meinen Hut auf den Briefkasten. Ich ließ ihn sogar dort, da der Hut ausgezeichnet zu dem Kasten passte. Ich hätte es bedauert, den Briefkasten hutlos im strömenden Regen stehen zu lassen.

Erst später kam es mir in den Sinn: Es wäre klüger gewesen, wenn ich die Adresse von Mathilda auf den Hut geschrieben hätte.

Die Steinsäge

Diese verfluchte Steinsäge ist an allem schuld.

Der Schwarzhaarige saß hinter dem Schreibtisch. Er hatte ein offenes Wams an und blätterte in Schriftstücken. Er nahm meine Anwesenheit kaum wahr, fingerte an seinem goldenen Stift herum und schrieb ab und zu etwas. Plötzlich hob er den Kopf und sah zu mir herüber, zerstreut, lange Zeit.

„Leider wird das schwierig... nun ja, schwierig“, sagte er und entspannte mit den Fingern seinen Hals. „Was soll ich sagen? Soll ich es notieren? Gut. Ich werde es notieren. Nun, vorläufig will ich sagen...“ Er klopfte nachdenklich mit dem Stift auf den Tisch.

Ich wollte ihm antworten oder etwas von ihm erfragen, doch schwärzeste Sprachlosigkeit lähmte meine Kehle und presste mich in die Tiefe. Als ich die Kräfte anspannte, um zu sprechen, wurde ich wach.

So ging das seit Wochen. Seitdem die Steinsäge in der Nachbarschaft in Betrieb ging.

Gegenüber dem Haus, in dem ich wohne, steht eine altertümliche Kirche. Vor einigen Wochen fing man an, sie zu restaurieren. Man musste die verwitterten Steinblöcke austauschen. Und man verwendete die verfluchte Steinsäge, um die rohen großen Steine auf das notwendige Maß zurechtzuschneiden. War sie erst einmal wie nötig justiert, arbeitete sie ohne Aufsicht weiter. Und weil sie langsam arbeitete, musste man sie Tag und Nacht laufen lassen. Außer dieser Säge benutzte man auch andere Maschinen, doch zum Glück liefen diese nur am Tage.

Draußen dämmerte ein trüber Morgen herauf. Der Himmel ist gewiss wolkenverhangen. Die Straße ist noch nicht erwacht, man hörte nur das heisere Röcheln der Säge. Das Röcheln der Steinsäge, lang hin und lang her, monoton, ununterbrochen, Tag und Nacht. Was fange ich jetzt an? Wenn ich nach einem Treffen mit dem Schwarzhaarigen erwache, ist es vergebliche Mühe, wieder einschlafen zu wollen. Ich wälze mich dann im Bett nur hin und her, versinke in einen dumpfen Halbschlaf und höre deutlich die Steinsäge. Auch an diesem Tage war es so. Aber draußen gingen plötzlich die anderen Maschinen los. Daher wusste ich gleich, es ist

sieben Uhr. Ich muss gehen. Es kommt mir so vor, als sei der Mann im Wams heute etwas später erschienen. Es ist sogar schon passiert, dass er mich um zwei Uhr in der Nacht geweckt hat. Dann litt ich schlaflos bis zum Morgen. Der heutige Tag ist also ein beglückenderer. Das Treppenhaus ist malvenfarben, die Türen rundherum sind dunkel eingefärbt. In den Nächten strömt im Treppenhaus träge ein feuchter Geruch nach oben, wie der von Katafalken. Auch heute, wie jeden Morgen, wurde er mit dem kompakten heißen Gebrüll der Maschinen von draußen angereichert. Es ist, als tauchte ich in einen Höllenkessel, in dem Blei siedet. Ich schritt nach unten, den Rhythmus der Steinsäge nachahmend. Von unten ließ sich ein Hämmern vernehmen. Als ich dort ankam, sah ich die unterschiedlichsten Werkzeugkästen auf den Stufen liegen. Ich musste deswegen anhalten. Doch schon kam ein Monteur aus einer halbdunklen Ecke, um den Weg freizumachen.

„Wie geht die Arbeit voran?“ Ich versuchte freundschaftlich den tosenden Lärm zu überbrüllen. Aus der halbdunklen Ecke drang durch eine offene Tür ein lautes Zischen. Vielleicht schweißt drinnen jemand etwas.

Der Monteur starrte mich verständnislos an. Wie blass er war! Vielleicht wegen des schwachen Lichtes?

„Meister! Kommen Sie mal!“ schrie er in das Halbdunkel. Ich wollte ihm sagen, er solle auf keinen Fall den Chef stören, doch das laute Zischen endete abrupt und schon kam ein anderer, ebenfalls blasser Monteur heraus.

„Dieser Herr hat mich etwas gefragt“, brüllte der erste Monteur.

„Guten Morgen. Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte der Meister und wischte sich die Hände ab. Beide standen vor mir, aus ihren Gestalten und ihren Kleidern strahlte mir eine unverständliche Drohung entgegen.

„Nichts wünsche ich“, schrie ich verwirrt. „Ich habe nur gefragt, was Sie hier tun? Geht es Ihnen darum etwas zu montieren?“

„Ja, mein Herr“, rief der Meister heiser, seine Ungeduld kaum verbergend. „Kommen Sie mit mir mit.“

Ich wollte ihn nicht irritieren. Also folgte ich ihm in das Halbdunkel, wo sich der Krach so verdichtete, dass man

ihn mit Händen hätte greifen können.

„Wir werden hier, an der Wand, vier Haken oben und vier Haken unten anbringen; da kommt die Gasuhr hin, draußen“, sagte der Chef.

„Was für eine Art Haken werden Sie anbringen?“ platzte ungewollt die Frage aus mir heraus.

„Solche, wie sie angebracht werden müssen. Eben, die, die nötig sind, halbzöllige Hoferhaken.“ Und schon nahm er aus irgendeiner Kiste ein Eisenstück heraus, um es mir zu zeigen.

Der andere Monteur stand hinter meinem Rücken und atmete laut.

„Dieses Ende des Hakens werden wir in die Wand hämmern“, sagte der Meister, „und, Sie sehen, das andere Ende ist so gebogen, damit es das Gasrohr halten kann. Verstehen Sie?“

„O ja“, sagte ich, das Eisenstück anstarrend. „Bestens.“

„Bis Mittag wird die Arbeit erledigt sein, ganz sicher“, sagte er.

„Ganz gewiss“, fügte der andere hinzu. „Vielleicht wird es früher, aber, wenn Liptak nicht mit der großen Bohrmaschine kommt, in dem Fall verspäten wir uns vielleicht.“

„Warum sagst du das?“ schrie der Chef ihn wütend an.

„Warum sollte Liptak nicht kommen?“ Offenbar konnte er vor Ungeduld kaum an sich halten.

„Na gut, gebt euch Mühe“, besänftigte ich den Chef und ging weiter.

Sie begleiteten mich bis zum Treppenabsatz.

„Alles wird bis Mittag fertig werden“, versicherte der Meister. „Vielleicht wird es früher, doch verspäten werden wir uns auf keinen Fall. Bitte kontrollieren Sie uns, wenn Sie es wünschen.“

„Gut, gut“, sagte ich. „Adieu! Doch gebt euch Mühe.“

„Bis Mittag auf jeden Fall!“

Wie jeden Tag, so beobachtete die Pförtnerin mich auch jetzt heimlich. Ich hasse diese Frau aus tiefster Seele.

Wann auch immer ich an ihrer Pforte vorübergehe, lehnt sie ihr Gesicht an das Glas des Fensters. Ihre Haut läuft wie weicher Teig auseinander und mit Schlangenblick wartet sie, bis ich verschwinde. Ich grüße sie nur mit einer Handbewegung. Wegen des Maschinenlärms und dem geschlossenen Fenster hätten sie nicht einmal ein gebrülltes Grußwort verstanden.

An diesem Tag passiert nichts, nur dass man die Nachmittagslieferung für zwei Uhr versprach und es schon sechs war, als sie ankam. Ich ärgerte mich darüber nicht. Ich legte mich in das Lager und schlief traumlos. Hier konnte ich mich vor dem Schwarzhairigen im Wams in Sicherheit fühlen. Es war vielleicht schon abends um acht, als ich die Arbeit beendete. Und weil ich mich nicht müde fühlte, entschied ich, nicht sofort nach Hause zu gehen, sondern in dem Nieselregen zu spazieren, bis ich schläfrig werde. Vielleicht glückt es mir, den Mann im Wams aus dem Weg zu gehen. Ziellos irrte ich auf den menschenleeren Straßen umher, doch ich ermüdete nicht. Es brach schon der Morgen an, als ich anfang zu frieren. In einem mir unbekanntem Seitengässchen fand ich ein Restaurant. Eine typische Frühmorgenkneipe; hinter dem Fenster, wie in einem Aquarium,

Marktweiber, Transportarbeiter, Nutten und Vagabunden, die wie Fische das Maul öffneten, gähnten und obszön lachten, was man aber durch die dicke Scheibe nicht hören konnte.

Ich ging hinein. Eine Menschenmenge quirlte drinnen mit wildem Gesumm durcheinander. Ich fand nur schwer einen Sitzplatz. Ich starrte vor mich hin. Ich erblickte einen Mann im Regenmantel. Als ich meinen Blick auf ihn richtete, senkte er den Kopf, doch mir war klar, er hatte mich bis zu diesem Augenblick beobachtet. Er kam mir bekannt vor.

Ich bestellte eine Bohnensuppe. Sie war heiß und ein wenig versalzen, schmeckte mir aber trotzdem gut. Danach nippte ich an einem Wein. Ich sah wieder zu dem Mann im Regenmantel hinüber. Er entspannte seinen Hals. Ich erkannte die Bewegung wieder. Es war der Schwarzhaarige, doch weil der Regenmantel das Wams verdeckte, hatte ich ihn nicht gleich wiedererkannt. Seltsam, dieses Treffen, das nicht im Traum stattfand. Ist er es wirklich? Ich dachte, es sei gut zu ihm hinzugehen und ihn um einen Stift zu bitten. Wenn er den goldenen Stift herausnimmt, dann sind er und die Traumgestalt

identisch.

Ich erhob mich und ging los durch die Menge. Plötzlich tauchte vor mir ein Gesicht auf. Der Kellner.

„Wünschen Sie etwas?“ Die Frage traf mich unerwartet.

„Nun... ich habe keinen Wunsch... nur... darf ich um einen Stift bitten? Ich wollte ihn von jemand ausleihen.“

„Bitte setzen Sie sich wieder, ich werde gleich einen Stift bringen“, sagte er, doch so, als wäre er im Begriff mir Gold zu überreichen.

Mich hindurchwindend, kehrte ich zu meinem Platz zurück. Unterwegs drehte ich dem Mann im Wams einige Momente lang den Rücken zu. Und als ich wieder nach ihm sah, hatte er schon das Weite gesucht. Nun, ich kann es nicht mit Sicherheit sagen, aber wenigstens ist es nicht auszuschließen: ob ihm der Kellner ein Zeichen gab, er möge verschwinden? War es so? Es ist nun schon ganz gleich. Ich hatte keine Lust nach Hause zu gehen. Es war sechs Uhr morgens. Um neun muss ich die neue Lieferung annehmen und wenn ich Glück habe, werde ich schon um elf Feierabend haben. Erst dann gehe ich heim,

dachte ich. Bis um neun schlafe ich wieder im Lager.

Ich ging nachmittags nach Hause. Die Maschinen draußen liefen ausnahmsweise nicht. Nur die Steinsäge. Lang hin und lang her, monoton, Nerven aufreibend. Klar, die Pförtnerin beobachtete mich heimlich, ihr Gesicht an die Fensterscheibe pressend. Doch dann, vielleicht weil ich nicht ausgeschlafen hatte oder wegen des Gesumms im Imbiss, das ich nicht aus meinem Gehirn vertreiben konnte, wurde mir ganz wirr im Kopf und ich fühlte, es nicht länger aushalten zu können. Nein und nochmals nein. Ich werde ihr mit der Faust ins Gesicht schlagen. Aber als ich das Fenster erreichte, öffnete sie unerwartet. Ich wurde vernünftig. So – wenn ihr Gesicht nicht wie Teig auf der Scheibe zerläuft – ist sie nicht mehr so ekelhaft und...

„Wünschen Sie etwas?“ fragte sie.

„Nun... ach was... aber... die Monteure? Haben Sie die Arbeit schon beendet?“

„Ja, ja“, sagte sie und zwinkerte. „Der Herr Oberrat ist soeben nach oben gegangen. Und die Monteure, sie sind schon gestern Nachmittag weg gegangen. Es ist alles in

Ordnung. Die Gasuhr ist schon draußen.“

„Na gut“, sagte ich und ging los zum Treppenaufgang. Wie ich schon erwähnte, liefen die Maschinen nicht, nur die Steinsäge. Lang hin und lang her, in monotoner Weise. Ihr Lärm drang in das halbdunkle Treppenhaus. Aber das heisere Röcheln hallte seltsam wider. Das Echo hörte sich schleimiger an als das originale krächzende Schneiden der Säge, auch der Rhythmus wich ab. Ich hatte geglaubt, die Akustik des fassförmigen Treppenhauses treibe dieses Spielchen, doch als ich die Wendung erreichte, erblickte ich einen Mann. Er lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und keuchte. Er röchelte asthmatisch, und dieses Geräusch suggerierte mir, es sei das Echo der Steinsäge. Wieder überschwemmte Wahnsinn mein Hirn. „Habt ihr euch also auch verdoppelt?“ flüsterte ich, mich empörend. „Seid ihr also zwei? Lang hin und lang her?“

Ich erreichte ihn. Ich hielt in drohender Gebärde vor ihm an. Es war der Oberrat. Wie ich in dem Halblicht erkennen konnte, keuchte er mit errötetem Gesicht, mit weit aufgerissenem Mund. „Fühlen Sie sich unwohl“, fragte ich ihn, mich selbst in einem Gewaltakt

beruhigend. Er konnte noch nicht reden, gab nur ein Handzeichen. Ich nahm die schwere Aktentasche aus seiner Hand. Als ich ihn helfend stützen wollte, lehnte er ab und schickte mich mit einer Geste der Hand vornweg. Er folgte mir heiser röchelnd nach. Wir erreichten seine Tür, an jener Ecke, wo gestern die Monteure gearbeitet hatten.

Während der Nachmittage beleuchtet ein Sonnenstrahl, der sich zwischen Schornsteinen, Mauern und Fenstern hindurchwindet, mühselig die Ecke.

„Dr. Akos Jasper, Oberrat.“

Ich hatte sein Namensschild schon ein anderes Mal gesehen. Ich hatte wollte schon mehrmals die Absicht ihn hinsichtlich meiner Angelegenheit um Rat zu bitten, doch bei dieser Gelegenheit wollte ich ihn nicht belästigen. Hier draußen, beim Türpfosten, hing die neue Gasuhr. Sieh an. Darum hämmerten die Monteure gestern hier herum.

Der Oberrat holte seine Schlüssel aus der Tasche. Selbst jetzt konnte er noch nicht sprechen. Stark keuchend winkte er mir, ich solle mit ihm hinein gehen. Ich dachte,

er brauche weitere Hilfe und folgte ihm. Er führte mich in ein Zimmer. Dort herrschte große Unordnung. Auf dem Tisch Zeitungen, Bücher, Vasen, Tablettenschachteln, eine uralte Maschine zum Kaffeekochen, ein Haufen wertloser, chaotisch verstreuter Krempel. An der abgeblätternen Wand stand ein nicht gemachtes Bett. Trotz der verschlossenen Fenster nahm ich einen Fäulnisgeruch wahr.

Er winkte mir zu, ich solle mich setzen. Die Aktentasche stellte ich zwischen einem Koffer und einem Paar abgetragener Schuhe in eine Ecke und setzte mich. Auch er warf sich in einen Sessel. Mit einer Geste bat er mich um Geduld. Den Lärm der Steinsäge hörte man hier durch das offene Fenster und die weiter unten befindliche Wohnung viel stärker als bei mir. Lang hin und lang her, monoton, zum Wahnsinn treibend. Sie röchelten gemeinsam, die Säge und der Rat. Nur ihre Rhythmen unterschieden sich. Was denken Sie sich? Wie lange werde ich das aushalten können? Dieses zweistimmige Geräusch versetzte mein Hirn in zuckenden Aufruhr. Ich presste in meiner Tasche die Schlüssel zusammen, wartete auf ein Zeichen oder einen Auslöser, um das Entsetzliche aus mir herauszuschleudern. Doch nichts.

Ich warf mich resignierend nach hinten in den Sessel. Abgestumpft sah ich mich um. Warum lässt er mich nicht gehen? Nach einiger Zeit hörte er langsam auf zu keuchen. „Verfluchtes Asthma“, sagte er blechern. „Wenn das Wetter so launisch ist wie jetzt, wirft es mich um.“ Er schwieg einen Moment. „Für den Transport“, er deutete mit der Hand auf die Aktentasche, „zahle ich mit einem Gläschen Schnaps“, sagte er scherzend. „Einverstanden?“

Ich ließ ihn gewähren.

Er nahm sich von irgendwoher zwei Gläschen und goss ein.

„Und das Asthma?“ fragte ich. Mit einer Geste der Resignation deutete er an, es sei ihm egal.

Danach erzählte ich ihm von meiner Angelegenheit, wegen der ich ihn schon lange besuchen wollte. Scheinbar besserte sich sein Wohlbefinden ein wenig von dem Schnaps, weil er mir überraschend klare Ratschläge gab. Als er mit dem rhythmischen Röcheln aufhörte, erschien er mir schon beinahe sympathisch.

Wir trennten uns fast wie Freunde, als ich mich von ihm

verabschiedete. Später ließ man wieder die Maschinen auf der Straße anlaufen, und doch glückte es mir einzuschlafen. Ich schlief lange und tief. Es schien mir, als wären Monate in bodenloser Finsternis vergangen. Es war vielleicht schon in der Nacht, als der Schwarzhaarige mit dem offenen Wams wieder erschien. Er blätterte und klopfte mit dem offenen Stift auf den Schreibtisch. Plötzlich richtete er seinen Blick auf mich, und nun sagte er, ausnahmsweise nicht zerstreut, sondern sogar nachdenklich: „Ich werde es notieren... bestimmt werde ich es notieren...“, er entspannte den Hals. „Nun ja. Vielleicht fehlt ein ungewöhnlicher Anlass, auf den Zeitpunkt bezogen, aber vielleicht haben sich die Argumente dafür angesammelt... nun, vergeblich. Jedoch, es ist an der Zeit.“

Ein starker, geheimnisvoller Trieb packte mich. Äußerst wichtig in diesem Zusammenhang ist nur, dass ich nicht weiß, geschah es wirklich so oder spielte nur meine Fantasie mit mir? Es ist nicht einmal sicher, ob ich überhaupt aufgewacht bin. Ich erinnere mich an die Dunkelheit, an die tiefe, totenstille Dunkelheit. Ich wusste, was ich zu tun hatte. Ich warf nur einen Mantel über die Schultern, selbst die Schuhe ließ ich da. Ich

schlich mich hinaus in das Treppenhaus. Die Wände abtastend, eilte ich nach unten. Das Geräusch der Steinsäge drang fortwährend ein. Und diesmal antwortete ihm von drinnen überall ein monotones Ticken. Die Gasuhr des Rates. Ich ging in die Ecke. Mein Finger suchte tastend den Gashahn. Ich drehte ihn herum. Das Ticken hörte auf. Ich wartete etwas, bis die Gasflamme drinnen mit Sicherheit erloschen war. Dann drehte ich den Verschluss zurück. Die Gasuhr fing wieder an zu ticken. Da – schon strömte das Gas frei und ohne Flamme aus. Schnell, aber äußerst gelassen, ging ich zurück in meine Wohnung. Geräuschlos schloss ich die Tür und legte mich danach wieder hin. Ich fühlte es, war mir sogar gewiss, ab nun wird mein Schlaf ungestört verlaufen. Am nächsten Tag kam die letzte Lieferung um vier Uhr an. Als ich nach Hause ging, war es ungefähr sechs. Die Pförtnerin betrachtete mich natürlich durch die Scheibe. Sie winkte mir, zu ihr zu kommen.

„Nun, mein Herr... der Oberrat ist gestorben. Er hat sich umgebracht. Mit Gas. Jetzt sind alle möglichen Polizisten gekommen. Sie haben hartnäckige Befragungen durchgeführt und es ist möglich, dass sie auch Sie verhören werden, doch sagen Sie nichts. Ich habe ihnen

nicht erzählt, dass Sie häufig den Rat besuchen.“

„Aber meine Dame“, wollte ich zornig widersprechen, “ ich habe ihn nur einmal besucht..“

Sie ließ mich nicht ausreden. „Sie dürfen sich auf keinen Fall in diese Angelegenheiten einmischen. Nein! Verstehen Sie mich?“ Und sie zwinkerte mir wie eine Komplizin zu. Plötzlich schloss sie das Fenster, damit andeutend, das jedes weitere Wort überflüssig sei.

Der Teufel hole dieses Weib. Jawohl, die Polizei macht mir keine Angst. Ich lief nach oben, um die Kleider zu wechseln und ging dann wieder hinaus.

Der Polizeipförtner erklärte: „Sie haben Glück, just der Offizier, der sich mit der Angelegenheit beschäftigt, hat jetzt Dienst. Sonst hätten Sie morgen am Vormittag wiederkommen müssen.“

Im Befragungsraum sagte ich zu dem Offizier, ich sei wegen der Angelegenheit Jasper gekommen.

Er meinte, es sei anständig von mir und er werde gleich die Schriftstücke über die Sache heraussuchen. Er setzte

sich mir gegenüber hinter seinen Schreibtisch. Er hatte ein offenes Wams an. Er klopfte zerstreut mit dem Stift auf den Tisch und blätterte zwischen den Schriftstücken. Mit einem Ohr lauschte er der Stimme des Fernsehers, die aus dem Nachbarzimmer hereindrang.

„Nun, die Angelegenheit ist bereits abgeschlossen“, fing er nachdenklich an. „Doch wir werden natürlich alles... wir werden alles notieren. Natürlich...“ Aus dem Nachbarzimmer hörte man Applaus und Pfiffe. Plötzlich schrie der Offizier: „Was ist, Anja?“

„Der Türke ist besiegt.“

„Grandios“, sagte der Offizier und wandte sich dabei an mich.

„Passen Sie auf, was ich Ihnen sage: Wir werden unter den Siegern sein. Dieser Türke ist der Gefährlichste. Jetzt sind ein Engländer und ein Brasilianer dran, die... Aber wissen Sie, was wir tun sollten? Gehen wir ins Nachbarzimmer. Sie können auch dort über Jasper erzählen. Sicherlich ist das nächste Paar auch für sie interessant.“

Das Fernsehbild zeigte eine Sporthalle.

„Was ist? Wer ist denn dran?“ fragte der Offizier Anja.

„Der Spanier gegen den Italiener.“

„Na, das wird nicht sehr interessant. Obwohl, wenn der Italiener gewinnt... doch eine Chance hat er wohl kaum... oder?“ Er wandte sich mir zu und klopfte mit dem Stift auf seine Handfläche.

„Hmh, ja, ja“, sagte ich verlegen.

„Was wollten Sie über Jasper erzählen?“ fragte er und entspannte seinen Hals.

„Nun, ich will... was ich sagen will, ist nur eine Vermutung. Die Gasuhr ist draußen, Sie haben es sicherlich bemerkt...“

„Ja, ja“, sagte er und stierte zum Fernseher.

„Nun, die Gasuhr könnte jeder, egal wer, für einen Moment ausschalten, danach wieder einschalten und...“

„Grandios! Anja, pass auf! Der Italiener ist ein Gauner. Er

ist ein Gauner, hol ihn der Teufel... also, was sagen Sie über die Gasuhr?“

„Sie kann von draußen abgeschaltet werden.“

„Bitte warten Sie einen Moment. Ich werde gleich die Akten herbeibringen.“ Er ging in das Nachbarzimmer zurück. „Die Wahrheit ist“, er kam zurück, „wenn der Spanier siegt... o je, wie kompliziert! Ich werde nun das Protokoll lesen, mein Herr, bitte geben Sie Acht. Dieser Jasper hatte unheilbares Asthma. Und er hat schon einmal versucht, sich mit Gas umzubringen. Sie sagen über diese Gasuhr... vielleicht... jedenfalls notieren wir das. Bitte Ihren Namen... und die Adresse... na, nein, Ihre Adresse ist ja die gleiche wie die von Jasper. Hol' s der Teufel. Wenn der Spanier siegt... was sagst du Anja?“

„Wir werden bestimmt unter den Siegern sein“, sagte Anja.

„Nein, nein. Was sagst du über diese Gasuhr?“

„Ja, ganz bestimmt“, sagte Anja.

„Na, kann sein“, sagte der Offizier wieder zu mir. „Wir

werden die Angelegenheit prüfen. Ich notiere es.
Bestimmt notiere ich es. Doch jetzt...“ Er stand auf, um mich zu verabschieden. „Ich werde Sie informieren. Bitte dort entlang. Auch durch diese Tür geht es hinaus.“ Im Korridor, auf der Bank, saßen drei Männer. Sie tauschten sich leise über etwas aus.

Also, ich behaupte nicht, dass es so war, leicht kann ich mich irren. Doch was wäre, wenn dort auf der Bank der Schwarzhaarige im Wams und die zwei Monteure saßen? Was wird dann? Ich habe Sie ja nicht genau angesehen. Mit Absicht habe ich es nicht getan. Warum diese Sache...

Ich verstehe die Sache nicht. Doch ich fühlte das Ganze erzählen zu müssen.

Ab und zu habe ich das Gefühl, dass ich überhaupt nichts mehr verstehe...

Der Tabakverkäufer

Es ist soweit. Der Nachmittag des letzten Tages ist angebrochen. Jetzt erst bedauerte ich, den mächtigen Ladentisch vor vielen Jahren an der Seite aufgestellt zu haben und nicht gegenüber der Eingangstür, wie allgemein üblich. Denn ich sehe von dort, wo er jetzt steht, die vorübereilenden Gestalten an der Tür nur hin und wieder. Alle marschieren in Richtung Bahnhof. Alle tragen viel Gepäck mit, als sei es vernünftig, überhaupt etwas mitzunehmen.

Heute kamen nur wenige zu mir herein.

Am frühen Nachmittag eine junge Frau. Sie bat um eine Schachtel Saunus, als wüßte sie nicht, dass sie schon seit Tagen ausverkauft sind.

„Ich bedaure, meine Dame“, sagte ich höflich und fügte mit einem Anflug von Ironie hinzu, „hoffentlich bald wieder“.

Sie sah mich erschrocken an und eilte schweren Schrittes, mit den hohen Absätzen ihrer Sandalen klappernd, davon. An ihrem Äußeren ließ sich die nervenaufreibende

Anspannung der letzten Tage ablesen.

Und es kam auch der Tapezierer aus dem Nachbarort herein. Hämisch fragte ich, was er wünsche, als wüßte ich es nicht. Er verlangte eine Schachtel Manakier, die er immer raucht.

Ich verachte diesen Menschen. Er hat winzige Augen, blutlose Lippen, er ist groß und von hagerem Knochenbau. Ich dachte immer, seine Hände seien feucht. Doch im Gegenteil. Er gab mir nun zufällig die Hand und ich fühlte, er hatte eine freundschaftliche warme Hand. Ob er mir wegen seiner arroganten spitzen Nase nicht gefiel?

„Packen Sie nicht?“ fragte er und sah mir heimlich auf die Finger, ob ich auch richtig herausgebe. Er zahlte mit einem großen Geldschein, wie alle in letzter Zeit. Es blieb kaum Wechselgeld in der Kasse.

„Nein“, antwortete ich, „ich werde bleiben.“

Plötzlich nahm er das herausgegebene Geld, barg es knitternd in der Hosentasche und eilte fast im Laufschrift hinaus.

Ich müsste den Ladentisch umstellen. Mit der Stirnseite zur Tür, damit ich die Straße besser sehen kann. Doch es widerstrebte mir, heute, am letzten Tag irgendetwas Unerwartetes zu tun. Ich beschloss diszipliniert zu bleiben. Diszipliniert und gleichgültig, wie die Dinge um mich her.

Mir gegenüber an der Wand hing das Kinofilmplakat der letzten Woche. Man brachte es jede Woche herein und ich hängte es immer akkurat auf. Dieses zeigte den Hauptdarsteller mit seinem Fassbauch; er trug einen Frack, und eine Brille auf der Nase. Eine brennende Zigarre paradierte in seiner Hand. Man sagt, ich sei ihm ähnlich. Diese Tatsache behagt mir. Der Tapezierer beneidet mich sicherlich darum.

Außerdem, wenn schon so ein widerwärtiger Tapezierer das Weite sucht, dann lohnt es sich für mich schon aus diesem Grund, hier zu bleiben.

Ich stand auf und ging vor die Tür. Jeden Nachmittag mache ich das so. Das Wetter war stickig warm. In der Rinne neben dem Bürgersteig zeigte der Sand noch die Spuren des letzten Regengusses. Ich mag die

vorübereilenden bleichen Leute nicht, die auch noch alle in die gleiche Richtung fliehen. Eine Frau marschiert auf der anderen Seite des Bürgersteiges mit zwei Kindern. In der einen Hand trägt sie einen Käfig mit einem Papagei. Bei Gott! Warum gibt sie ihn nicht auf? Was wird aus dem unglücklichen Vogel im vollgestopften Zug werden? Es ist seltsam, bei was für Dingen man ausharren kann. Die Kinder sind viel aufrichtiger. Sie nehmen fast nichts mit. Aus ihren ängstlichen Augen ist abzulesen, sie wissen, warum Eile geboten ist.

„Maria! Geh zur Absperrung!“ schrie ein Mann zu ihnen hinüber und trat dabei über das Blumenbeet, das den Bürgersteig umrandete. Ich ging in den Laden zurück. Ich konnte mir das nicht weiter mit ansehen. Ich meine, diese Unordnung ist nicht zu ertragen.

Ich dachte mir, es sei Zeit die Lichter anzuschalten. Ob ich das Ladenschild anschalte? Seit einigen Tagen sind schon fast alle Läden geschlossen. Einige verließ man sogar, ohne sie erst abzuschließen. Ich will nicht mit der festlichen Beleuchtung prahlen. Ich habe mich nie gegen die öffentliche Meinung und Gewohnheit gestellt.

Das erste und vielleicht letzte Mal jetzt – indem ich nicht weggehe.

Ich setzte mich wieder hinter den Ladentisch.

Unterdessen kam jemand herein. Der Oberst. Ich nenne ihn nur für mich Oberst. In Wahrheit ist er Stadtbeamter. Doch seine mächtige Statur, seine Stimme und die breiten Hände erwecken eher den Anschein eines Offiziers, als den eines Beamten. Ich nahm sofort für ihn zwei Schachteln Lametta heraus. Er kauft immer diese Sorte.

„Na, mein Herr, wie geht es? Ja, die Zeit ist gekommen! Was sagen sie dazu?“ donnerte er mit jovialer Stimme. „Wie üblich, eine Lametta bitte. Nun ja, ich sehe schon, sie haben sie bereits herausgenommen. Ja, es ist leicht für euch Ladenbesitzer. Der Händlerverband sorgt für euch. Ein Sonderzug. Gesicherte Sitzplätze. Wie? Bei uns, bei der Stadt sind die Vorgesetzten schon abgefahren und uns Untergebene überläßt man dem Teufel. Zum Glück habe ich meine missratenen Nachkommen schon vor langer Zeit hinausgejagt. Doch sagen sie, was soll ich mit meiner kranken Gattin machen? Wann werden auch sie packen?“

„Ich bleibe“, antwortete ich und bemühte mich, gleichgültig zu erscheinen.

Überrascht verstummte er. Er starrte nach draußen auf die Straße. Die zwei Schachteln steckte er zerstreut in die Tasche.

„Hmh, ja“, sagt er in ungewohnt verlegener Manier. Plötzlich wandte er sich mir zu und streckte die Hand aus. Auch das war ungewöhnlich. Es kam mir so vor, als wollte er doch nicht diszipliniert bleiben. „Nun, bis zum... Adieu mein Freund! Adieu!“

Was für eine gewaltige Pranke! Es ist lächerlich sich vorzustellen, wie er mit ihr jeden Tag im Büro geschrieben hat. Zögernd ging er los. An der Tür drehte er sich noch mal um.

„Sehen sie. Ich will Ihnen nicht schmeicheln, aber das... Ihre Reaktion ist heldenhaft... oder so ähnlich. Na, sie wissen ja, ich habe meine kranke Frau. Ich kann nicht bleiben.“

Er ging hinaus.

Irgendwo lief ein Radio. Es wiederholte den gleichen warnenden Wortlaut. Gott weiß zum wievielten Male schon. Immer der gleiche Wortlaut, nur die Namen der Städte ändern sich. Wann wird auch das Radio verstummen? Wenigstens hält es lange aus. Man wechselt immer wieder den Standort des Senders. Doch keiner kann dem ausweichen, was sich da nähert. Es wird die Zeit kommen, wo man keinen Platz mehr finden wird, um den Sender unterbringen zu können. Gerade deshalb hatte ich beschlossen zu bleiben.

„Abfahrt um 14 Uhr!“ schrie jemand vor dem Laden. Bis dahin bleibt eine halbe Stunde. Ich blickte zur Pendeluhr, um meine Armbanduhr entsprechend zu stellen. Doch die Pendeluhr stand still. Seit zwanzig Jahren vergaß ich es das erste Mal sie aufzuziehen. Na, mir scheint, ein ganz klein wenig wich ich ab von der Disziplin, mit der ich die kommende Zeit erwarten wollte. Ich zog das Gewicht nach oben. Doch was dann tun?

Mir fiel ein, ich hatte irgendwann einen Abenteuerroman auf den Ladentisch geworfen. Ich suchte ihn. Die letzten Seiten fehlten. Ob ich bis zu Ende kommen werde? Ich fing an zu lesen. Ich wunderte mich darüber, wie es mir

gelang die Lektüre so aufmerksam zu lesen, und auch darüber, wie genau ich mich selbst dabei beobachtete. Ob das jeder fertig bringt?

„Verzeihen sie die Störung“, sprach mich unerwartet die Gattin des Tapezierers an, die unterdessen lautlos herein gekommen war.“

„Könnten sie mir einen großen Pappkarton leihen?“

Die Unglückliche ist nun bestürzt, weil ich lese. Was für ein Benehmen meinerseits schickt sich ihrer Meinung nach, wenn sie die Flucht ergreift? Die Frau ist auf keinen Fall so unsympathisch wie ihr Gatte. Ich habe mich darüber gewundert, wie es dem Tapezierer gelang, sie einzufangen.

Ich ging nach hinten, um einen Pappkarton zu suchen, ließ aber die Tür einen Spalt weit offen und betrachtete die Frau heimlich. Gierig sah sie nach meinem Buch. Fast hätte ich losgelacht. Dieses unglückliche Weib bildet sich ein, ein Geheimnis sei in das Buch geschrieben, ein Geheimnis, das ich kenne und darum nicht fliehen muss.

„Was für eine Farbe soll der Karton haben?“ fragte ich sie

spöttisch, um ihr etwas auf die Nerven zu gehen. Sie begann zu zittern, als hätte sie sich schuldig gemacht.

„Es ist mir völlig gleich“, antwortete sie, „doch bei Gott, ich flehe Sie an, beeilen Sie sich. Es bleibt nur eine halbe Stunde bis zur Abfahrt.“

Ich brachte ihr den Karton. Sie ergriff ihn und lief ohne Abschiedsgruß hinaus.

Es scheint, als schadete auch mir die allgemeine Erregung. Denn unter normalen Umständen hätte ich auf keinen Fall die Gelegenheit ausgelassen, sie ein bisschen zu schikanieren. Ich setzte mich wieder zu meinem Buch, in dem ein Zug pffif. In dem Buch hatte ein Zug soeben gepfiffen und in der Realität ist draußen gerade ein Zug im Begriff zu pfeifen. Man eilt draußen zum Bahnhof. Ich freue mich, nicht unter ihnen zu sein. Vielleicht ist eine Unmenge von Leuten dort. In solchen Fällen bin ich immer sehr ungeschickt. Vielleicht würde man sogar auf mir herumtrampeln. Was für ein Unglück wäre ein Misserfolg! Hier im Laden ist es viel besser. Ich kann mich auch auf das Buch konzentrieren. Ich habe sogar die aussetzende Pendeluhr wieder in Gang gebracht. Es ist

schon spät. Nun kommt gleich der kühle Wind auf. Zu solchen Zeiten schließe ich eigentlich die Ladentür. Jetzt habe ich dazu keine Lust.

Mir scheint, man bereitet in dem Buch das Ausrauben des Zuges vor. Die Lokomotive, die soeben pffft, beginnt nun in der Wegkurve zu erscheinen. Die Männer mit den grausamen Gesichtszügen, die gerade ihre Pferde an die Bäume gebunden haben, legen sich nun versteckt neben den Schienenstrang. Jetzt kommt mir in den Sinn, wie viele Sachen und Taten ich noch nicht einmal versucht habe. Na, ich denke nicht gerade an das Ausrauben eines Zuges, doch sicher gibt es vieles, was ich ausgelassen habe.

Der Oberst schreitet gerade in diesem Moment am Laden vorüber.

„Mein Lieber, als ich in ihrem Alter war...“, spricht er zu jemandem. Er sagt es ein wenig entrüstet, doch gleichzeitig auch wohlwollend. Es gefällt mir, dass auch er sich in der konfuse Situation seine gewohnte Art bewahrt hat. Doch mir fällt auf, er hat vergessen zu bezahlen. Ist er doch etwas durcheinander? Ich musste

lächeln. Ich verspürte Genugtuung über die Pendeluhr. Was passierte, wenn ich ihm nachginge? ‚Verzeihen sie, mein Herr! Zwei Schachteln...‘ .

‚Oh, zum Teufel noch mal!‘ , würde er sagen. ‚Ich muss völlig durchgedreht sein in diesem verdammten Umsturz!‘

Nein, es wäre nicht gut. Ich sollte ihn lassen. So kann ich mich ein wenig überlegen fühlen. Und was wird mit dem Geld? Wer weiß.

Unterdessen scheint mir, man bereite im Buch doch keinen Raubüberfall vor. Man will sich nur verbergen. Inzwischen ist es auf der Straße still geworden. Ich blickte auf die Uhr. Nur drei Minuten fehlen noch. Ich wollte weiter lesen, doch meinen Füße zuliebe, zog ich es vor zu laufen. Langsam spazierte ich auf die Straße hinaus. Nicht ein einziger Stern zeigte sich am Himmel. Ja, das Radio hatte vorausgesagt, dass es so käme. ‚Es ist mit starkem Nebel zu rechnen.‘ In gemessenem Schritt ging ich auf die gegenüberliegende Seite. Von dort aus konnte ich den See erkennen. Überall beklemmendes Schweigen. Von fern, aus der Richtung des Bahnhofes, ist zu hören

wie der Zug langsam anfährt. Wäre ich bei den Gleisen, versuchte ich es. Ich würde mich hinlegen, wie man das in dem Roman macht. Was für ein Gefühl muss es sein, wenn man sich versteckt?

Langsam fing es an zu regnen. Auch das hatte das Radio vorausgesagt. Ich ging los zum Seeufer. Vor dem Haus des Generaldirektors hielt ich an. Es war eine riesige, pompöse Villa. In der Vorhalle brannte eine Lampe. Ich konnte sie durch die Tür sehen, die man auf ließ. Auf dem Fußboden lagen chaotisch Gegenstände, Papierzeug, Kartons und alle möglichen Dinge verstreut. Ich ging hinein durch die Gartentür. Nun, zum ersten Mal machte ich einen Besuch im Hause des Generaldirektors. Ich ging hinein in die Vorhalle, watete durch die Sachen hindurch, die unter meinen Schuhen knirschten und schaltete die Lampe aus. Ich meine, die Unordnung ist nicht zu ertragen.

Als ich wieder im Garten stand, drang irgendein schräger Gesang an mein Ohr. Erwartungsvoll lauschte ich. Er kam aus der Richtung des Sees. Da, ich erkannte die raue Stimme der Bettlerin. Sie ist immer betrunken. Ich entdeckte sie dabei, wie sie sich durch die Gärten

hindurchschlängelte. Arme Frau. Sicherlich verpasste sie den Zug. Oder nicht? Kann sein, daß auch sie bleiben will. Wir blieben zu zweit in der schweigenden Stadt zurück. Der Regen wurde dichter, ein dicker Regentropfen traf meine Zigarre. Ich warf sie weg. Ich ging wieder zurück zum Laden. Die Blätter hingen kraftlos von den Bäumen herab, wie die Füße von toten Gänsen. Eine ungeheure Öde liegt über der Stadt, die ihre Bewohner verliert. Zuerst wollte ich die Tür hinter mir schließen. Dann ließ ich sie trotzdem offen.

Ich glaube, ich werde heute ein Schlafmittel nehmen. Ich erinnere mich, einige Pillen sind noch da.

Ob es sich lohnt darauf zu warten, was geschehen wird?

Der Radfahrer, der den Weg verlor

Ich ging los am zweiten März, genau um 7 Uhr und 20 Minuten. Mein erster Gedanke war, mit dem Bus zum Bahnhof zu fahren. Doch als ich durch den Hof meines Hauses schritt, liebte mich der friedliche und reine Morgen und ich beschloss lieber mit dem Fahrrad zu fahren. Selbst bei langsamer Fahrt ist der Bahnhof in weniger als einer Stunde erreichbar, und mein Zug fuhr erst um 8.40 Uhr ab. Ich hatte also mehr als genug Zeit.

Ich liebe das Warten vor der Abfahrt, wenn man nichts tun kann. Darum komme ich gern frühzeitig auf dem Bahnhof an, suche mir einen bequemen Platz im Zug aus und lausche dem Stimmengewirr der Ankommenden. Es ist für mich wie das Plaudern des Publikums vor dem Theaterstück oder wie das Einstimmen des Orchesters vor einem Konzert.

Ich brannte mir eine leichte Zigarrette an und schob das Rad auf die Straße hinaus. Mit gemessenen Schritten ging ich auf die gegenüberliegende Straßenseite und setzte mich dort auf das Rad. Vor mir lag ein langer gerader Weg, der sich zum Umschauen eignete, obgleich sich so

früh auf der menschenleeren Straße wohl kaum etwas Besonderes finden wird. Ich vergnügte mich an den vibrierenden Pfützen auf dem Asphalt, die die Farbe des Himmels märchenhaft blau widerspiegelten. Nachts hat es bestimmt in Strömen geregnet. Deshalb ist die Luft so erregend frisch. Unter mir ächzte der Fahrradsitz im Takt der Pedaltritte. Dieses kurze wiederkehrende Geräusch machte mir das Radfahren am stillen Morgen noch angenehmer. Es verging kaum eine Viertelstunde meiner Fahrt, richtiger gesagt, vergingen genau siebzehn Minuten, ehe ich bemerkte, dass ich den Weg verloren hatte. Jawohl, meine Armbanduhr zeigte gerade auf 7.37 Uhr, als die Straße mir auf einmal völlig unbekannt vorkam.

Bisher hatte ich nie nachgezählt, auf der wievielten Seitenstraße ich weiter fahren muss, um den Bahnhof zu erreichen, und doch habe ich ihn immer gefunden. Weiß der Teufel wie, bisher ist mir das immer geglückt. Ob das Aussehen der Häuser mir den Weg wies? Doch jetzt, wo ich versuche mich zu erinnern, kann ich in mir nicht ein einziges Bild der Häuser wachrufen, das mir den Weg zeigen würde. Ich denke, es ist eine Art Instinkt, der mich gewöhnlich auf den richtigen Weg führt. Heute, am

zweiten März, verriet mich dieser Instinkt und ich verlor den Weg. Es ist möglich, dass ich die Seitenstraße übersehen habe, die mich hinleiten würde. Deshalb fuhr ich nach einigem Zögern wieder zurück. Ich musste den Hang hinauffahren, so dass mir das Pedalentreten schon nicht mehr so leicht und angenehm vorkam wie bisher. Als ich auf der Straße zurückfuhr, schienen mir die Häuser noch unbekannter als zuvor. Ja, in dieser Richtung bin ich noch nie gefahren. Die Häuser, die ich bis jetzt auf der rechten Seite gesehen hatte, die mir auch da schon unbekannt vorkamen, erschienen mir nun von der anderen Seite aus betrachtet völlig fremd. Das regte mich auf. Was sollte ich tun?

Sollte ich nach Hause fahren, um auf dem Weg wieder von vorn anzufangen, oder sollte ich jemanden nach der Richtung fragen?

Ich wählte Letzteres, obzwar ich zweifelte, auch nur einen einzigen Menschen zu finden, da die Straße, wie ich schon sagte, völlig menschenleer war. Schließlich entdeckte ich einen verknöcherten dünnen Alten mit hohem schwarzen Hut. In den Händen trug er einen Beutel und einen weißen Krug. Vielleicht ging er

Lebensmittel einkaufen.

„Verzeihen Sie, mein Herr!“ sprach ich ihn an. „Es scheint so, als hätte ich den Weg verloren. Seien Sie so gut und erklären Sie mir bitte, wie ich zum Bahnhof komme.“

Er war so überrascht, dass er vor Glück strahlte. „Sie können sich überhaupt nicht vorstellen, was für ein Glück Sie haben. Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle.“ Er sagte seinen Namen und fuhr dann fort: „Ich bin pensionierter Eisenbahnhauptbeamter, ob Sie es glauben oder nicht, und als ich noch arbeitete, war ich in einem Fahrplanbüro angestellt, bis zum letzten Tag. So kann ich Ihnen präzise und detailliert erklären, was Sie auch immer wissen wollen. Na, was sagen Sie dazu? Ist das nicht ein seltsames Zusammentreffen? Sie haben zufällig ausgerechnet einen Eisenbahner über die Eisenbahn befragt. Und, ich muss hinzufügen, dass weniger als ein halbes Jahr seit meiner Pensionierung vergangen ist. Darum habe ich den ganzen Fahrplan im Kopf. Einschließlich auch der Sommerfahrpläne, die ich mindestens zweieinhalb Monate lang außer Acht lassen kann, da die Sommerfahrpläne, wie Sie wissen, erst ab

Mitte Mai gültig sind. Nun, wohlan! Ich stehe zu Ihrer Verfügung, mein lieber Herr!“

„Bezüglich des Fahrplanes habe ich keine Probleme“, sagte ich, „ich wüßte nur gern Folgendes: „Hier in der Nähe muss ein Bahnhof sein. Wie kann ich ihn erreichen?“

„Na, na! Einen Moment bitte.“ Er hob den Zeigefinger: „Wenn Sie in unserer Stadt wohnen, müssten Sie wissen, dass es hier nicht nur einen Bahnhof gibt! Bitte, vielleicht sagen Sie mir das Ziel Ihrer Reise. Dann kann ich Ihnen eine ganz genaue Erklärung geben.“

Ich sagte ihm mein Reiseziel, wenn auch der Wortschwall des Alten mich zu ängstigen begann.

„Na, sehen Sie!“ brüllte er lebhaft los. „Da ist schon das Problem bezüglich des Fahrplanes. Sie, mein lieber Herr, sind ein wenig zu früh, viel zu früh los gegangen. Der nächste Zug – wenn ich auch die Möglichkeit einer Fahrplanänderung in Betracht ziehe, die nie außer Acht gelassen werden darf – fährt erst 13.20 Uhr, und er wird vom Zentralbahnhof abfahren. Nicht lange nach ihm, genau um 13.57 Uhr fährt dann der andere Zug ab. Und

nun erlauben Sie mir, dass ich Ihnen etwas sage, was Sie, der Sie ein unerfahrener Reisender sind, bis jetzt sicherlich noch nicht einmal bemerkt haben.“ Er stellte seinen Krug und den Beutel auf die Erde, um ungehinderter sprechen zu können. „Geben Sie Acht, mein Herr! Wie subtil, jede Eventualität in Erwägung ziehend und detailliert ist der Bau des Fahrplanes! Der erste Zug, den ich erwähnte, der um 13.20 Uhr, ist ein Normalzug. Was heißt das? Alle wissen, es heißt, dass er ziemlich langsam fährt. Er hält an jedem Bahnhof, selbst in den unbedeutendsten Dörfern. Der nächste Zug, der um 13.57 Uhr, ist ein etwas schnellerer Normalzug. Das bedeutet, er hält nicht in jedem kleinen Dorf und obzwar er mehr als eine halbe Stunde nach dem ersten abfährt, erreicht er diesen nach einiger Zeit. Nun passen Sie auf. Wenn Sie oder ein anderer Reisender vielleicht aus Unachtsamkeit oder aus irgendeinem anderen Grund den ersten Zug verpassen, dann können Sie mit dem zweiten den ersten erreichen. So können Sie die verlorene Zeit zurückgewinnen. Ist das nicht fantastisch?!“ Der Hauptbeamte wandte sich mir zu und wartete auf Anerkennung.

Ich hüstelte. Das grandiose Wissen und die Begeisterung

des alten Herren rührten mir das Herz, doch in der jetzigen Situation hätte ich es vorgezogen, über ganz andere Angelegenheiten etwas zu hören. Es ist schon 7.40 Uhr. Ich habe noch eine Stunde bis zur Abfahrt, aber wenn er so weitermacht, werde ich wahrhaftig nicht früher losfahren können als um 13.20 Uhr.

„Verzeihen Sie, mein Herr“, sagte ich, „über die Stunde der Abfahrt habe ich keinen Zweifel. Doch wenn Sie so gut sein wollen, mir mitzuteilen, wo der Bahnhof ist...“

„Nun ja, der Bahnhof.“ Er rieb sich die Nase, auf der zwei kleine Druckstellen andeuteten, dass er Brillenträger ist. Nun, das ist nicht so simpel, wie Sie sich das vorstellen. Die Züge, die durch unsere Stadt fahren oder die, die hier ankommen oder von hier abfahren, nun die brauchen zwei Bahnhöfe. Um die Bedürfnisse des regionalen Verkehrs zu erfüllen, steht der Zentralbahnhof zur Verfügung. Um den Transitverkehr aufzunehmen und durchzulassen, hat man einen anderen Bahnhof gebaut. Um die ankommenden und abfahrenden Züge zu versorgen, gibt es wieder eine andere Station. Doch diese ist nicht wichtig für Sie, weil man dort nur die Züge aus- und zusammenkoppelt. Übrigens liegt dieser

Rangierbahnhof außerhalb der Stadt, ziemlich weit weg. Doch außer diesem muss ich unbedingt noch zwei Bahnhofsorte erwähnen, von denen einer dazu dient, um den Bedürfnissen des Personenverkehrs im Industrieviertel unserer Stadt und der Vorstädte nachzukommen. Dennoch liegt möglicherweise einer von diesen zuletzt genannten Bahnhofsorten nahe bei Ihrem Wohnort und es kann Sie darum interessieren. Na, sehen Sie es schon, mein Herr? Die ganze Sache ist nicht so einfach. Sie machen es sich zu leicht. Sie denken, dass Sie einsteigen in den Zug und los! Nein, nein. Ganz und gar nicht. Jeder Mensch müsste die Probleme des Reisens tiefer erkennen. Oder etwa nicht? Wenn Sie einen Stift und Papier mithaben, werde ich Ihnen Titel und Verfasser des Büchleins aufschreiben, das – obwohl es nur ein kleines Werk ist – dennoch tiefe und detaillierte Erläuterungen über die Eisenbahn gibt.“

„Ich danke für Ihre Freundlichkeit, mein Herr...“

Unterdessen näherte sich uns ein weiterer älterer Mann aus einer anderen Richtung. Ich fuhr fort: „In diesem Moment würde ich nur so viel wissen wollen: Hier links, zwischen den Häusern muss ein Bahnhof sein. Ganz in der Nähe. Wenn man mit dem Rad fährt, braucht man

vielleicht nur einige Minuten, um ihn zu erreichen. Wie könnte ich hin gelangen?“

Währenddem erreichte uns nun der andere Alte. Gespannt lauschte er dem Gespräch.

„Wenn ich ganz aufrichtig sein soll“, fuhr der Hauptbeamte fort, wobei er ein riesiges rotes Tuch aus der Tasche holte und seine Augen wischte, „scheint mir, als ob ich mich erinnerte, dass so um sechs Uhr? Vielleicht fährt dann ein Bus? Doch, nein, nein. Ein Bus ist 7.20 Uhr in die Richtung gefahren, in die Sie wollen, doch ganz sicher bin ich mir nicht. Aber, ob nun nach sechs oder nach sieben Uhr, schon jetzt haben Sie sich verspätet.“

Na, dachte ich, es wäre viel besser nach Hause zu fahren und auf dem mir vertrauten Weg von vorn anzufangen.

„Was ist passiert? Kann ich helfen?“ sprach uns der andere Herr an, der bis jetzt wortlos da stand.

„Dieser Herr mit dem Fahrrad“, sagte der Hauptbeamte, „hat den Bus verpasst und weiß nun nicht, was er machen soll.“

„Nein, nein! Nicht den Bus“, wollte ich unterbrechen, doch der andere Herr ließ mich nicht weiterreden.

„Warum fahren Sie nicht mit dem Rad? Als ich so jung war wie Sie, meine Herren! In meiner Blütezeit! Wie Eisen, wie Eisen war ich!“ schrie er, begeistert seine Fäuste reckend. „Vielleicht erscheint es Ihnen unglaublich. Seitdem haben sich einige Kilos angesammelt, ha-ha. Mein Fässlein hat an Umfang etwas zugenommen“, sagte er, seinen gewaltigen Bauch tätschelnd. „Nun, ob Sie es glauben oder nicht. Ich habe weniger als viereinhalb Stunden gebraucht, um hundert Meilen zu radeln! Wollen Sie das bitte begreifen? Hundert Meilen! Mehr als zwanzig Meilen in der Stunde! Können Sie sich das vorstellen?“ Und berauscht vom einstigen Ruhm stieß er seinen Hut nach hinten. „Doch aufrichtig gesagt, solche Radtouren konnte damals selbst ich nicht jeden Tag machen.“

„Eine hervorragende Leistung, mein Herr“, sagte ich, „doch was mich jetzt interessiert, ist, hier in der Nähe muss ein Bahnhof sein. Wie könnte ich ihn erreichen?“

„Ein Bahnhof? Was sagen Sie da?“ murmelte der

Radfahrvirtuose. „Warum ein Bahnhof? Warum ein Zug? Steigen Sie auf und fahren Sie mit dem Rad los! Übrigens, wo werden Sie Ihr wunderschönes Rad lassen, wenn Sie mit dem Zug fahren?“

„Moment mal, mein Herr“, sagte der Hauptbeamte, „die Sache ist nicht so einfach.“ Er erläuterte es. „Das Ziel, das dieser Herr erreichen will, ist sechzig, genauer noch, achtundfünfzig Meilen entfernt. Das ist keine kleine Strecke. Überlegen Sie, mein Herr!“

„Sie sprechen von achtundfünfzig Meilen?“ fragte der dickbäuchige Radfahrer boshaft. „Eine Kleinigkeit, mein Herr! Glauben Sie mir. Eine Kleinigkeit.“ Diese Worte flüsterte er fast schon. „Na gut. Rechnen wir nicht zwanzig Meilen in der Stunde. Dazu ist nicht jeder Beliebige fähig.“ Er warf mir einen spöttischen Blick zu. „Doch rechnen wir... na, sagen wir fünfzehn. Natürlich in der Stunde. Das sind... Na, wie viel sind das? Zweimal fünfzehn ist dreißig, nicht wahr? Bleiben... wieviel bleiben? Es bleiben achtundzwanzig. Das sind kaum zwei Stunden. Also, wenn Sie wollen, können Sie die Strecke in vier Stunden schaffen. Es ist eine lächerliche Zeit“, sagte er etwas ermüdet vom Rechnen. „Ja, kaum vier Stunden.“

Angenehm und ohne zu laufen“, fügte er hinzu und streckte pathetisch die Arme aus, als hörten seine Erklärung Tausende. „Und übrigens, noch haben Sie nicht geantwortet. Wenn Sie mit dem Zug fahren wollen, wo lassen Sie dann das Rad?“

„Neben dem Bahnhof ist ein Stellplatz für Fahrräder“, sagte ich, „ich lasse mein Rad immer dort, wenn ich fahre.“

„Das machen Sie nicht klug, mein Herr“, sagte der Hauptbeamte. „Wenn Sie mit dem Zug fahren, können Sie gegen ein paar Groschen Ihr Rad als persönliches Gepäck mitschicken. Wenn Sie das Ziel erreichen, erhalten Sie es sofort zurück und Sie brauchen nicht zu Fuß gehen. Ist das nicht grandios?“

„Sie sprechen von einem Fahrradstellplatz?“ murmelte der Fassbäuchige. „Sie haben recht. Hier in der Nähe ist eine Unterbringungsmöglichkeit, ja, neben der Kaufhalle!“ schrie er sich plötzlich bewusst werdend los. „Bestimmt suchen Sie die. Die Kaufhalle. Sie ist links. Und daneben der Platz für die Fahrräder.“

„Sie haben unrecht, mein lieber Herr“, sagte ich zu dem

Radfahrer, jedoch schon ziemlich nervös. „Nein. Sie waren nicht hier, als ich anfing mich mit dem Herrn Hauptbeamten zu unterhalten. Ich will nicht wieder von vorn anfangen. Die Einzelheiten würden Sie bestimmt langweilen, aber ich brauche keine Kaufhalle. Ich muss unbedingt fahren! Und ich muss das mit dem Zug tun, darum frage ich laufend nach dem Bahnhof. Wenn Sie so gut sein wollten...“

„Gut. Es ist egal. Fahren Sie wie Sie wollen“, sagte der Mann mit dem Fassbauch beleidigt. „Obwohl Sie sich meiner Meinung nach bestimmt irren. Sie suchen bestimmt die Kaufhalle. Sie ähneln sich sehr, der Bahnhof und die Kaufhalle. Beide sind vom gleichen Architekten erbaut worden. Vergessen wir diese Tatsache nicht.“ Aber das sagte er schon ungemein wütend.

Nervös, ohne Abschiedswort, ließ ich die zwei Alten stehen. Nur noch einige Schritte. Dann führte eine Seitenstraße nach links, wo nach meiner Vorstellung der Bahnhof sein müsste. Ich kam in die Nebenstraße und ging auf ihr weiter, das Rad neben mir herschiebend. O weh!

Es wäre besser, zurück nach Hause zu fahren und auf dem mir wohlvertrauten Weg wieder von vorn anzufangen.

Ich hörte noch, dass die beiden Alten sich wütend über mich unterhielten. Dann verschwanden sie hinter der Straßenecke. Die Sonne schien angenehm, ich spürte die Strahlen auf dem Rücken. Das tat ungemein gut. Als ich bei den beiden Alten stand, war ich im Schatten, und das Märzlüftchen wehte ziemlich kühl.

In zehn Minuten wird es acht sein. Es ist schon reichlich viel Zeit vergangen, die beiden verrückten Alten haben eine Menge zu schwatzen gehabt. Wenn ich nicht den Weg verloren hätte, würde ich den Bahnhof schon erreicht haben und säße im Zug. Ich liebe das Warten vor der Abfahrt. Wenn man nichts tun kann.

Der heutige Tag fing etwas unangenehm an. Und wie menschenleer die Straßen sind!... Ich denke, es wäre gut, zu dieser Kaufhalle zu gehen, dort ist jeden Morgen etwas los. Unter den vielen Leuten werde ich hoffentlich jemanden finden, der mir den Weg zeigen kann.

Plötzlich hörte ich hinter meinem Rücken eine

Unterhaltung. Ich sah mich um. Furchtbar! Die zwei verrückten Alten folgten mir. Was wollen sie? Ich verstand nicht, über was sie sich unterhielten. Doch wegen der unfreundlichen Blicke, die sie auf mich richteten, war klar, dass es um mich ging. Kann ich sie denn nicht hinter mir lassen?

Ich setzte mich auf das Rad, um die Flucht zu ergreifen, doch nach einigen Metern hielt ich wieder an. Eine Frau näherte sich mir. Gut gekleidet, fast elegant. Irgendeine Sekretärin, dachte ich. Sie hatte es eilig. Sicherlich geht sie zur Arbeit. Ich wollte sie nicht aufhalten. Darum sagte ich nichts vom Bahnhof, sondern fragte nur:

„Verzeihung, meine Dame. Haben Sie nicht hier in der Nähe einen Polizisten gesehen?“

„Warum? Ist etwas passiert?“ fragte sie auf einmal erschrocken. Was für schöne Augen sie hat.

„Es ist nichts passiert“, antwortete ich lächelnd, „ich habe nur den Weg verloren.“

„Sie haben Ihr Geld verloren?“ fragte sie verwundert.

„Fühlen Sie sich nicht wohl? Ist Ihnen etwas Schlimmes

zugestoßen?“

„Nein, liebe Frau. Nichts Schlimmes. Danke der Nachfrage, es geht mir gut“, antwortete ich.

„Es ist nur so gewesen, dass ich zum Bahnhof gehen wollte und ihn nirgends finden kann.“

„Was heißt das, Sie können ihn nicht finden? Das ist seltsam. Stellen Sie sich vor, jemand hat den Bahnhof gestohlen? Und das wollen Sie der Polizei verkünden? Lächerlich“, sagte sie gereizt.

Es kommt mir so vor, als wären heute Morgen alle verrückt geworden „Nein, nein. Es geht nur darum, dass die Polizei wissen muss, wo dieser verfluchte Bahnhof ist.“

„Jetzt passen Sie auf“, sagte sie steif, „einen Polizisten habe ich nicht gesehen. Doch wenn Sie zum Bahnhof gehen, dann beeilen Sie sich. Es ist ja bei jedem Bahnhof auch eine Polizeiwache, dort werden Sie sicherlich einen Polizisten finden. Und nicht nur einen, sondern viele. Erzählen Sie denen, was passiert ist.“ Wütend ließ sie mich stehen.

Die beiden Alten näherten sich mir in der Zwischenzeit in bedrohlicher Weise. Während ich der Frau nachblickte, sah ich, wie sie sie ansprachen und sich über etwas unterhielten. Ich konnte nur schlecht verstehen, über was sie verhandelten, weil ich mich auf das Rad gesetzt hatte und mich bemühte, den Abstand zwischen mir und ihnen zu vergrößern.

„...Ich bin mir sicher. Er hat die ganze Nacht durchgezech und ist immer noch nicht ganz nüchtern.“

So viel bekam ich mit. Der Radfahrer mit dem Fassbauch sagte es, ziemlich laut. „Oder er ist einfach ein Verrückter“, meinte der Hauptbeamte.

Ich warf wieder einen Blick auf sie. Sie standen zu dritt da und starrten mir nach, ohne ihre Missbilligung irgendwie zu verbergen.

Ich radelte weiter. Ich werde diese verfluchte Kaufhalle suchen. Sie muss hier in der Nähe sein, wenn der Radfahrer die Wahrheit gesagt hat. Dort im Gedränge werde ich hoffentlich wenigstens einen Menschen finden, der normal ist, der mir den Weg zeigt.

Für einen Augenblick sah ich wieder hinter mich und bemerkte, dass das Trio mir folgte. Also auch die Frau, die kürzlich noch genau in der entgegengesetzten Richtung eilte. Gleich werde ich wahnsinnig! Die drei sind sich fremd. Vermutlich haben sie sich bis jetzt noch nie gesehen. Es verbindet sie nur die Tatsache, dass sie auf meine einfache Frage, wo der Bahnhof ist, nicht antworten können oder nicht antworten wollen, der Bahnhof, von dem ich überzeugt bin, dass er hier in der Nähe sein muss. Es ist dieser einfache Umstand, der sie zwingt, alle anderen Aufgaben liegen zu lassen und einem ihnen völlig fremden Menschen zu folgen. Was ist das? Neugier? Oder böser Wille? Sind sie vielleicht einfach betrunken? Sie erwecken nicht den Anschein. Im Gegenteil. Am Anfang schienen sie wirklich gutwillig.

Es wäre viel besser nach Hause zu fahren und auf dem mir wohlvertrauten Weg wieder von vorn anzufangen.

Der Fassbäuchige schrie mit rauer Stimme hinter mir her. Jedes Wort verstand ich nicht, doch er sagte etwa Folgendes: „... und dieser arrogante Bube spricht von Polizei! Will er uns vielleicht anzeigen? Schurke! Verfluchte Kanaille!“ Ich erhöhte die Geschwindigkeit.

Das verrückte Trio wird gleich einen Angriff gegen mich starten. Natürlich, ich konnte nicht zu schnell radeln, da ich den Weg zur Kaufhalle nicht kannte. Deshalb musste ich auf jede Seitenstraße achten, vielleicht würde ich sie irgendwo entdecken.

Gleich in der zweiten Straße erblickte ich zwei Frauen, die mir mit Körben voller Gemüse entgegenkamen. Ich sagte kein Wort zu ihnen. Heute früh sind mir schon genug von diesen Kretins über den Weg gelaufen. Ich fuhr weiter in Richtung des Markttreibens, von dem die zwei Frauen kamen. In der Nähe stand die Kaufhalle, mit ihrem Lärm und den seltsamen Gerüchen. Doch wieder geriet ich in eine unangenehme Situation. Vor der Kaufhallenfront streckte sich ein breites Blumenbeet aus, das ich mit meinem Fahrrad nicht überqueren durfte. Der betongraue Bürgersteig befand sich erst hinter dem Blumenbeet. Dort standen eine Menge Verkäufer mit ihren Kisten und Körben. Diese Leute beachten Neugierige wie mich überhaupt nicht, sie haben genug Arbeit. Dann waren noch viele dort, die einkauften. Aber alle eilten hinein und heraus durch das Eingangstor, mit und ohne Gepäck. Es war offenkundig, sie hatten nicht die geringste Lust, sich in ein Gespräch mit mir

einzulassen. Außerdem hätte ich wegen dem Blumenbeet, das mich von ihnen trennte, brüllen müssen.

Ich muss mein Rad abstellen, damit ich dann zu Fuß fragen kann. Der Platz, auf dem ich das Rad stehen lassen konnte, war nicht weit vom Eingangstor entfernt. Ich fand auch einen schmalen Pfad, der mich zwischen den Blumen zum Bürgersteig führte. Ich dachte daran, entweder in die Kaufhalle hinein zu gehen oder davor jemanden anzusprechen, der normal aussieht und es nicht eilig hat. Doch da entdeckte ich auf der anderen Seite der Straße eine Gaststätte. Es war eine typische Frühmorgengaststätte, die von Verkäuferinnen und Transportarbeitern aufgesucht wird, die sich mit einem Gläschen Schnaps stärken. Na gut, dachte ich, in der Gaststätte sind die Leute sicherlich freundlicher. Kann sein, ich finde jemanden, der mir den Weg zeigt. Ich lief los zur Gaststätte.

Die Zeit verging unterdessen schnell. Gleich wird es acht sein. Es wäre viel besser nach Hause zu fahren und auf dem mir wohlvertrauten Weg wieder von vorn anzufangen. Gott allein weiß, wie viel Verrückte ich heute Morgen noch antreffen werde. Und während ich in den

Seitenstraßen herumirrte, verlor ich die Richtung vollkommen, so, dass ich jetzt überhaupt nicht mehr wusste, wo ich diesen verfluchten Bahnhof suchen sollte.

Ungewollt fiel mein Blick auf das Ende der Straße. Gleich werde ich wahnsinnig! Die zwei Alten mit der Sekretärin näherten sich dort. Und in der Zwischenzeit haben sich ihnen auch die zwei Frauen mit den Körben angeschlossen, die ich vor Kurzem sah. Was wollen Sie von mir?

Der Radfahrer reckte mir zornig die Faust entgegen, als er bemerkte, dass ich in die Gaststätte ging. Der Abstand zwischen ihnen und mir betrug mindestens dreißig Meter, doch trotz des starken Straßenlärms konnte ich klar verstehen, was er mir entgegen brüllte: „Schurke! Hat die nächtliche Sause nicht gelangt? Willst du die Sauferei fortführen?“

Ich bekam große Angst. Wenn sie in die Kneipe kommen, können sie die Gäste so sehr gegen mich aufwiegeln, dass die mich am Ende erschlagen werden.

Ich drehte unvermittelt um. Lieber gehe ich in die Kaufhalle. In dem Getümmel wird es mir vielleicht

gelingen, mich zu verbergen. Ich eilte im Laufschrift in Richtung des kleinen Fußweges, der durch das Blumenbeet führt, bis zum Eingangstor der Kaufhalle. Am Ende des Pfades hinderten mich zwei alte Frauen am Weitergehen. Sie feilschten um etwas. Ich musste mich zwischen ihnen hindurchquetschen.

„Verzeihung, meine Damen! Ich bin in Eile.“

„Seht die Kanaille! Er stößt mich zu Boden!“ schrie eine der beiden.

Mein Gott! Aus der anderen Richtung, durch das Blumenbeet trampelnd, näherten sich im Laufschrift der alte Hauptbeamte, der Radfahrer, die Sekretärin und die zwei Frauen. Wenn es mir nicht gelingt, mich plötzlich im Gedränge zu verbergen, werden gleich sehr traurige Dinge vor sich gehen. Doch mein Gott, warum? Warum nur? Durch das Getümmel am Tor, die Leute auseinander stoßend, bahnte ich mir einen Weg. Alle schrien mich an, von überall her. Ich war bereits in der Kaufhalle und lief dann plötzlich nach links den Gang entlang, wo hüben und drüben Verkäufer arbeiteten. Ungewollt schubste ich einen groß gewachsenen korpulenten Mann.

„Warum siehst du dich nicht vor, Scheißkerl!“ sagte er und griff mit einer mächtigen Pranke nach meinem Arm. Ich bemerkte seinen ekelhaften Schweißgeruch, und als ich ihm ins Gesicht sah, musste ich feststellen, er war betrunken.

„Lassen Sie mich los, mein Herr! Sehen Sie nicht, dass ich es eilig habe?“ sagte ich zu ihm.

„Seht die Kanaille! Er ist wütend!“ erwiderte der Riese. „Warum drängt es so sehr? Wohin so eilig? He, Freundchen! Hast du etwas geklaut, eh?“ Mit der anderen Hand drehte er mir die Nase zusammen.

Was muss ich heute noch alles ertragen? Ich blickte hilfefehend um mich. Auch das noch! Das ist das Ende! Als ich zum Eingang sah, erblickte ich den Hauptbeamten und seine Gefährten. Alle schrien sie zu mir herüber. Ihre Gesichter waren rot vor Wut und die Menschenmenge, die von mir bis dahin nichts wusste, schloss sich ihnen an. Bedrohlich näherten sie sich.

„Hat er etwas gestohlen, der Scheißkerl?“ rief ihnen der Riese entgegen. Schon presste er auch meinen anderen Arm zusammen. Ich konnte mich nicht mehr bewegen.

Eine ungeheure Wut und Panik ergriff mich. In meinem Hirn tobte der Wahnsinn. Da ich auch die Hände nicht rühren konnte, um mich zu befreien, trat ich mit ganzer Kraft gegen das Knie des Riesen. Er schrie vor Schmerz auf. Plötzlich ließ er meine linke Hand los. Ich sah noch wie seine gewaltige Faust hervorschnellte, ehe sie mir ins Gesicht schlug.

Dann folgten Dunkelheit und Schweigen.

Man sagt, ich dürfte in einigen Tagen nach Hause gehen. Na ja. Seit reichlich langer Zeit sagt man das. In den ersten Wochen habe ich die Tage gezählt, doch seitdem das Wetter herbstlich und regnerisch wurde, fühle ich mich in diesem stillen Milieu ganz wohl. Jeden Nachmittag lege ich mich in die überdachte Veranda und lausche dem rauschenden sanften Regen. Dem schönen, leisen Herbstregen.

Der freundliche junge Mann mit dem strengen Gesicht sagt oft, ich sei nun schon ziemlich ruhig, meine Müdigkeit sei verflogen. Auch ich fühle die Ruhe in mir, doch warum von Müdigkeit reden? Ich war nie müde, eher gequält.

Reichlich derb behandelte man mich in der Kaufhalle. Als ich bewusstlos wurde und zu Boden fiel, trat man sogar mit Füßen nach mir. So erzählt es der junge Mann mit der strengen Miene. Seit den Tagen, als ich mich endlich aus dem Bett erheben durfte, saß ich oft mit dem jungen Mann im Garten. Ich mag ihn sehr. Er hat eine leise wohltemperierte Stimme. Angenehm ist es, sie zu hören. Sie ist beruhigend wie eine lauwarne Dusche. Anfänglich überraschte mich, was er erzählte, aber jetzt glaube ich ihm schon. Glaube ich ihm wirklich? Ich weiß nicht.

In dem Viertel, in dem ich den Weg verlor, soll es keinen Bahnhof geben, so sagt man.

Ich erklärte ihm: „Wenn ich wieder von vorn anfangen könnte, auf dem mir wohlvertrauten Weg, dann fände ich ihn.“

Er zeigt mir eine Karte. In diesem Viertel gibt es nur Wohnhäuser. Ja, auch einige kleine Plätze, doch Gleise oder ein Bahnhof nirgends.

Ich argwöhnte, die Karte sei gefälscht. Und als mich niemand sah, untersuchte ich heimlich ihre Rückseite. Ich las den Namen der Druckerei, die sie auch herausgab.

Und es war weiterhin vermerkt, dass man sie in viertausend Exemplaren gedruckt habe.

Nun, eine derart große Fälschung inszeniert man sicherlich nicht wegen meines Unfalles. Doch warum erinnere ich mich dann so genau an den verfluchten Bahnhof? Ich habe sogar jetzt noch das Gefühl, dass ich ihn bestimmt fände, wenn ich auf dem mir wohlvertrauten Weg fahrend, wieder von vorn anfangen könnte. Ich weiß schon überhaupt nicht mehr, was die Wahrheit ist. Bin ich wirklich ich? Und ist die Welt wirklich real? Wenn es nicht so ist, warum erinnere ich mich dann nur? Warum erinnere ich mich so bestimmt und so klar?

Hin und wieder habe ich verrückte Gedanken. Ob ich mich verändert habe? Nein. Jedoch, wenn ich meine Hände betrachte, kommt es mir so vor, als wären es fremde. Ab und zu spüre ich seltsame leichte Schmerzen und ein Schwindelgefühl, was mir vorher nie passierte. Nun, der Schmerz und das Schwindelgefühl sind nicht stark. Ich könnte das leicht aushalten. Doch diese falschen Erinnerungen... Kann es sein, dass ich, als ich eine andere Person wurde, in meinem Hirn Bruchstücke

aus meinem vorherigen Ich zurückbehält? Na, das ist nicht wichtig. Ich quäle mich nicht damit. Am Ende wird bestimmt doch noch der Tag kommen, an dem ich nach Hause gehen darf. Bis dahin werde ich still die Geräusche des Regens vernehmen.

Ich liebe das Warten vor der Abfahrt sehr. Darum komme ich gern frühzeitig auf dem Bahnhof an, suche mir einen bequemen Platz im Zug aus und lausche dem Stimmengewirr der Ankommenden. Es ist für mich wie das Plaudern des Publikums vor dem Theaterstück oder wie das Einstimmen des Orchesters vor einem Konzert.

Ab und zu brenne ich mir eine leichte Zigarrette an und denke nach. Verrückte Angelegenheiten sind die Erinnerungen. Niemals habe ich nachgezählt, die wievielte Straße zum Bahnhof führt. Und doch habe ich sie immer gefunden. Der Teufel weiß, wie das vor sich ging. Ob das Aussehen der Häuser mir den Weg wies? Ich denke, irgendein Instinkt leitet den Menschen. Am zweiten März verließ mich dieser Instinkt und ich verlor den Weg.

Na ja. Es bleiben noch einige Tage. Und irgendwann,

wenn ich wieder zu Hause bin, werde ich an einem
schönen heiteren Morgen wieder von vorn anfangen und
losgehen. Auf dem Weg fahrend, der mir wohlvertraut ist,
werde ich ganz bestimmt den Bahnhof finden.

Wie Tannen

Letztendlich konnte ich wieder allein sitzen. Auf meinem Rock lag mein Vorwandroman, der sich immer geheimnisvoll auf der zweiundzwanzigsten Seite öffnete. Indem ich so tat, als würde ich das Buch lesen, schirmte ich bis jetzt meine Einsamkeit und meine Gedanken erfolgreich ab.

Jemand kam auf die Veranda. Der Schauspieler. Langsam kam er heran und warf sich plötzlich in den Sessel, der neben mir stand. Er war schlecht gelaunt. Er krallte die Hände zusammen, atmete laut und asthmatisch. Wie kann ein Schauspieler schlechte Laune haben? Unsere achtzig bis hundert Hotelnachbarn verehren ihn. Sie bewundern an ihm, dass er er selbst ist. Wenn man ihn getroffen hat, kann man danach sagen: ‚Ich bin ihm begegnet! Stellen Sie sich vor!‘ Das ist eine hübsche kleine Sache, um sie zu erzählen: Ich begegnete ihm. Das ist schon etwas. Ich begegnete dem Schauspieler. Sie wissen, der..., in dieser Situation kann jeder sein Gesicht beliebig verändern, von Rolle und Erinnerung abhängig, ein ironisches Lächeln aufsetzen oder ein begeistertes Lachen, eine triumphierende oder freundschaftliche

Miene, einen Liebe bekennenden oder teuflischen Blick.
Doch was mit so vielen Gesichtern anfangen?

Heimlich beobachtete ich den Schauspieler. Es scheint mir, als mache er jetzt überhaupt kein Gesicht, als sei er nur in sich zusammengesunken, mit den Fingern Unsichtbares von seinen Knien fegend. Es ist seltsam. Ich hatte immer geglaubt, dass die Schauspieler keine eigenen Gesten haben. Na, ist auch nicht wichtig. Ich blätterte weiter, um nicht immer bei Seite zweiundzwanzig stehen zu bleiben.

Einige Dinge in der Welt kommen mir merkwürdig vor. Zum Beispiel erscheinen mir die Schrift und das Wort hin und wieder verdächtig. Zeichen eines Kompromisses, doch warum gerade diese? Existieren nicht vielleicht viel richtigere und einfachere Buchstaben? Und Stimmen? Und Worte? Soll man bei den vorhandenen ausharren, wenn in einer anderen Welt vielleicht die richtigen gebraucht werden? Und was wäre, wenn die Weltzivilisation ausstürbe, ohne dass wir die echten Buchstaben gefunden hätten? Was wäre, wenn ich den Schauspieler darüber befragte? Ich denke, wir könnten uns über solche Dinge unterhalten. Vielleicht würde er

sagen, daß die Wege des Schicksals unergründlich seien.
Und wenn ich aufrichtig sein soll, er hätte recht damit.

„Ich werde gleich wahnsinnig wegen dieser Kreuze!“ fing der Schauspieler neben mir an zu sprechen, mit der Hand zur Mauerweisend. „Es war sicherlich ein Geisteskranker, der sie dort angebracht hat.“

Ich spielte nicht weiter die Dame, die auf der Bank sitzt und sich, von jemandem beim Lesen gestört, ausruht, da der Satz mich überraschte. Ich warf einen Blick auf die Kreuze: Nein, sie störten mich nicht, sie waren sogar...

„Ich weiß nicht“, sagte ich zu dem Schauspieler, „die Kreuze machen mich kein bisschen verrückt. Möglich, dass sie sich hinter der Mauer fortsetzen, als eine Art Wasserfleck, oder Ähnliches“.

Der Schauspieler wischte weiter den Staub von seinen Knien. „Haben Sie schon einmal ein Flugzeug während einer Übung gesehen?“ Auf diese Frage schickte sich keine Antwort. Ich schwieg.

Plötzlich schrie er unerwartet glühend: „Und warum hängen Sie hier herum? Warum machen Sie nicht mit

den anderen die Gegend unsicher?“

Wegen dieser Frage wurde er mir sympathisch. Bis jetzt hatte er mich nicht interessiert, weil er genau dem entsprach, was man sich von einem Schauspieler vorstellt.

Ich sagte freundschaftlich: „Halten Sie den Mund. Das geht Sie nichts an.“

Ich entdeckte eine Spinne am unteren Ende einer der glatten Holzsäulen der Veranda. Schnell kroch sie auf dem spiegelglatten Weg nach oben. Auch der Schauspieler bemerkte das Insekt und wir starrten es gemeinsam an.

„Ich bin fix und fertig“, sagte er kurz darauf schwermütig. „Alles ist so langweilig, so unsagbar langweilig. Ich glaube, ich werde nach Hause fahren.“

Die Spinne zögerte auf der Mitte der Säule, dann führte sie ihren Weg fort.

Der Schauspieler fing wieder an: „Haben Sie schon einmal versucht beim Marschieren die Hände zu

schwingen? Absichtlich. Genau nach dem Rhythmus der Schritte? Verstehen Sie mich? Ja, so ein Gefühl habe ich manchmal auf der Bühne. Ich verliere den Rhythmus und rudere in der Luft, um ihn wiederzufinden. Als wäre ich ein bodenloser Brunnen, aus dem meine Stimme erschallt...“, klagte er.

Die Spinne kroch weiter nach oben und hielt dann unter dem Kopfstück an. Sie verharrte auf dem polierten Holz scheinbar für immer. Mir war sofort klar: Sie dachte, sie sei oben angekommen.

„Mich ekeln die Rollen, die ich spiele. Genauer gesagt, nicht sie. Das, was ich aus ihnen mache. Verstehen Sie mich? Ich entehre sie. Ja, ich entehre sie“, sagte er in vergnüglicher Selbstzerfleischung. Er wiederholte: „Ja, ich entehre sie, anstatt ihnen Leben einzuhauchen. Ich sauge ihre Seelen aus, damit halte ich mich am Leben.“ Er macht eine resignierende Geste. Ich hörte seinen Atem.

„Ich weiß, dass ich schlecht bin. Ich tue meine Pflicht, aber schlecht. Da fehlt etwas, aber ich weiß nicht, was?“

Die Spinne wählte für sich den unbequemsten Platz aus.

Wenn sie noch ein wenig weiter gekrochen wäre, könnte sie sich vielleicht verbergen. Doch nun erstrahlte sie auf dem glatten Holz wie ein Juwel. Blöde Spinne.

„Umsonst bemühe ich mich, ich kann nicht erraten, was da fehlt.“

„Vielleicht haben Sie sich verbraucht...“, sagte ich zu ihm, und dachte dabei auch an mich. „Sie haben sich einfach aufgezehrt, wie wohl jeder in der Welt. Wir alle verdauen uns selbst. Aber das wissen Sie ja.“

„Ich bin nicht von dem Schlag, der sich selbst verdaut. Ich bin ein blutgieriger Parasit, ich sauge die Nahrung aus meinen Rollen, ich sagte das ja. Wenn man mich aus dem Theater fortschickte, müsste ich sterben. Ich stürbe vor Hunger. Ich würde elendiglich verrecken.“

„Aber man schickt Sie nicht fort. Sie sind ja einer von den Erfolgreichen. Oder irre ich mich da?“

„Wollen Sie mich beleidigen? Sie wissen doch gut, wer ich bin!“

„An der ganzen Angelegenheit ist am merkwürdigsten,

dass offenbar keiner etwas bemerkt“, sagte ich. „Das ist seltsam. Nicht wahr? Ob es irgendjemanden interessiert, was Sie tun? Und wie Sie es tun? Und wie sehr Sie mit sich ringen? Wenn die Produktionen von echten Wert wären, hätte man schon seit langem ihre Anstrengungen bemerkt.“

„Nein“, sagte er besinnlich, „hmh, nein... diese Zuschauer, sie merken nichts.“ Und er starrte mich an.

Das war der Moment, als ich anfing zu glauben, es liege etwas in der Luft, und wir werden gleich einige aufrichtige Worte wechseln. Heute ist alles ohne Sinn, nur nicht diese kurze Begegnung. Nun würden gleich einige ehrliche Worte folgen. Wir brauchen sie so sehr; sie halten uns am Leben.

Ich wollte den Schauspieler fragen, was er meint, wie es jetzt um das Glück steht? Ist das Glück in der heutigen Zeit von Schuld beladen? Oder im Gegenteil: die einzige Möglichkeit, um unschuldig zu werden? Und was denkt er über die Wunder? Richtiger, über die Fähigkeit an Wunder zu glauben? Ob wir durch den Glauben der Welt schaden? Oder schaden wir nur uns selbst? Und

außerdem wollte ich noch seine Meinung über die Grade von Resignation erfahren. Und ob seiner Meinung nach dieses Ausgebranntsein eine Eigenschaft dieser Zeit sei. Bei Gott!

Doch dieser leidenschaftliche und erfüllte Augenblick ging vorüber, wie allgemein die Augenblicke vergehen. Ich schwieg. Wahrscheinlich deshalb, weil es für mich schwierig war, die Gedanken in Worten auszudrücken. Weil ich mich niemals mit solchen Dingen beschäftigt habe. Meine schwierigen Jahre zwangen mich, mich zu verbergen.

„Sind Sie erschöpft?“ hauchte ich, die Vorsicht außer Acht lassend. „Ja, wenn ich helfen könnte...“

Sein Gesicht bedeckte sich plötzlich mit einem klebrigen, veilchenfarbigen Theaterlächeln. „Meine Beste. Sie sind wirklich lieb“, sagte er in einem Ton, als trüge die Hausfrau jetzt auf einem Tablett verlockende Nachspeisen herein und der Gast äußerte dazu: ‚Meine Liebe‘. Oder vielleicht so: ‚Oh! Was für ein wunderschönes...‘, während er unterdessen schon anfängt darüber nachzudenken, wie viel er davon

herunterschlingen könne, ohne seinen guten Ruf zu verlieren.

Der Schauspieler erweiterte sein herzbetörendes Lächeln noch und legte seine Hand mit einer raschen Bewegung auf mein Knie.

„Ich ahnte ja nicht einmal, dass ich in diesem langweiligen Hotel eine so liebe...“

Wie untalentierte er ist. Er fiel total aus der schwermütigen Rolle, er lügt ganz genauso wie alle Schmierkomödianten. Ihm ist es jetzt schon wieder völlig gleich, wie sehr er sich der Wahrheit noch vor wenigen Minuten angenähert hat. Sieh an, er spielt eine neue Rolle. Jetzt ist er der triumphierende, bezaubernde Mann, dem es ab und zu gefällt, sich an ein einsames Weib zu verschenken, für einen erfrischenden Beischlaf, vielleicht garniert mit einigen Seelenergüssen, wenn sie unvermeidlich sind. Ich konnte meine Stimme kaum wiederfinden: „Gehen Sie zur Hölle.“

Wir sind alle geschmückte Weihnachtstannen. Wer hat schon einmal versucht, eine geschmückte Tanne anzuheben? Der Baumschmuck klingelt prahlerisch,

klagend säuseln die Zweige, es regnet kleine Nadeln. Wir alle sind geschmückte Weihnachtstannen und dennoch wären wir lieber schlanke, leichte, freie Bäume. Und doch harren wir aus bei unserem Schmuck, bei unseren Bonbons, bei den falschen Sternen, bei der Baumspitze, die prahlerisch auf der Krone sitzt. Wie gut wäre es, wieder ein junger Baum zu sein. Wie schlank, angenehm duftend, frei und schmucklos ist eine junge Tanne! Warum werfen wir nicht unseren klingelnden, zerbrechlichen, falschen und vergeblichen Tand ab?

Ich ging nach oben in mein Zimmer. Mein Blick ruhte noch lange auf den Schlaftabletten.

Hortenburg

Es geht ihm auf die Nerven, das Knacken hinter seinem Rücken. Er hat schon versucht nachzusehen, was es war, doch vergeblich bemühte er sich. Er konnte seinen Hals nicht so weit drehen. Was ist es? Vergeblich zog er auch an den Rädern des Rollstuhles. Bestimmt haben sie sich zwischen den Kieselsteinen festgeklemmt, und er ist nicht in der Lage, sie auch nur zu bewegen. Er hört damit auf sich abzumühen. Sarah sagte kürzlich, dass die Flecke auf den Ärmeln des Umhanges von den schmutzigen Rädern herrührten. Jawohl, so kurz nach dem Winter sind die Wege feucht und die Räder verschmutzen leicht. Noch ist es kalt, wieder und wieder fängt es an zu regnen. Doch man braucht frische Luft. Das Knacken ist störend. Kann sein, ein Strauch raschelt hinter ihm, vielleicht hüpfet ein Vogel darauf. Aber nein. Vögel sind nicht so beharrlich. Vielleicht ist ein Zweig abgebrochen und der Wind schlägt ihn gegen andere. Oder fällt von dem Baum hinter ihm etwa dauernd etwas auf den Strauch? Etwas Undefinierbares.

Das heutige Programm ist Hortenburg. Die Straßen, die Plätze, die Türme, die Denkmäler und so weiter. Alles

dies zu bedenken wird eine Stunde dauern. Bis sie wieder zum Leben erwachen und sich harmonisch wie eine geografische Karte zusammenfügen, oh, bis dahin wird eine reichliche Stunde verfließen sein. Und die Bekannten. Doch noch hat er keine Lust anzufangen. Das Knacken hinter ihm macht ihn nervös.

Aufrichtig gesagt wäre es viel angenehmer zu lesen, dachte er. Doch Sarah sagte, er könne nicht immerzu lesen. Es gehe nicht, jeden Tag zur Bibliothek zu laufen, um neue Bücher auszuleihen. Sie hat recht, und das dauernde Lesen schadet den Augen. Gut ist es, den Blick auf dem See ruhen zu lassen, wenn er auch nicht so schön ist wie im Sommer. Er ist fahl, spiegelt den grauen Himmel wider.

Nun ist es zehn nach elf, bis zwei Uhr bleiben ihm noch fast drei Stunden. Sie werden für Hortenburg genügen.

Kinder kommen. Es ist kurios. Normalerweise gehen sie hier nicht spazieren. Seltsame Kinder. Es ist in ihnen etwas Beängstigendes. Weshalb? Weil jedes den gleichen Mantel trägt? Wie Soldaten? Unwahrscheinlich.

Sie kommen hier an. Na also! Die Kinder sind immer

geneigt Krach zu machen, doch diese marschieren stumm. Sie richten ihren Blick fest auf ihn, schreiten vorsichtig aus, mit gespannter Miene. Sie machen einen dämmlichen Eindruck. Sind es Taubstumme?

Unmöglich. Hier, in der Umgebung, gibt es nirgendwo eine Einrichtung für Behinderte. Vielleicht überredete die Kindergärtnerin sie mit irgendeinem Trick, nicht miteinander zu reden. Wenn das Schweigen unterbrochen wird, ist es schade, doch noch viel größer ist der Schaden, wenn man Kinder zum Schweigen bringt. Vielleicht aber spielen sie, ein Feind sei in der Nähe und man müsse dieses Gebiet schleichend passieren. Nun ja, aber auch die Kindergärtnerin selbst geht sehr vorsichtig und beobachtet mit Argusaugen die Umgebung. Sie spielt mit ihnen.

Es sind achtzehn. Neun Paare. Was geschähe, wenn es neunzehn wären? Wie würde die Kindergärtnerin sie dann einreihen? Wenn sie Zweierreihen bilden würde, müsste ein Kind allein gehen. Sogar, wenn es Dreierreihen wären, bliebe eines allein. Gewiss würde dieses eine zum militärischen Anführer ernannt.

Seltsam sind ihre starren Blicke. An was erinnern sie ihn?

Ja, tatsächlich, an das Panoptikum im Schaustellerpark. Gott weiß vor wie vielen Jahren. Dort stand unter den vielen muffigen Gestalten die Wachsfigur eines Raubmörders. Er erinnert sich schon nicht mehr an den Namen des Raubmörders. Ja, der war schon damals eine Berühmtheit aus fernen Zeiten. Doch gerade dieser Verbrecher hatte so einen verwunderten und doch starren Kinderblick. Wenn er sich richtig erinnerte, hatte dieser Kerl einen karierten Anzug an. Das Panoptikum war langweilig gewesen. Als er damals aus der Stille des Panoptikums hinaustrat, in den Straßenlärm hinein, hüpfen in Augennähe auf einem Podium zwei zerlumpte Clowns herum. Eine Menschenmenge umgab sie.

„Väterchen - lalla! Ob - lalla mitbrattis - lalla Essessen - lalla?“

„Ich - lalla nicht brattis - lalla.“

„Warum - lalla du nicht brattis - lalla Essessen - lalla - lalla?“

Sie hatten dünne verbrauchte Stimmen. Tatsächlich, die mussten sie haben. Einstündige Vorstellungen während des ganzen Tages, bis zum Abend. Gott weiß wie viel sie

schreien mussten. Dieses Gehüpfе draußen auf dem Podium war wohl ein Vorspiel gewesen, um der Menge Lust auf das zu erwartende Vergnügen im Innern, in dem Panoptikum, zu machen.

Er müsste mit Hortenburg anfangen. Gibt es einen Schaustellerpark in Hortenburg? Vielleicht, doch er hatte ihn nicht gesehen. Wie sagt man es auf Deutsch richtig?

Väterchen – lalla? Oder Vaterlein? oder Vaterlein – Bein? Unsinn. Deutsche Gaffer brauchen solche Spektakel nicht.

Herr Remenik nähert sich. Als er die Wegkurve erreicht, grüßt er ihn, den Hut langsam und ernst anhebend:

„Ist es Ihnen nicht kalt?“

„Das macht nichts.“

Herr Remenik bleibt stehen und brennt sich eine Zigarrette an.

„Lieber Herr Remenik, bitte schauen Sie einmal, was da hinter meinem Rücken ist. Irgendetwas knackt da so seltsam. Ob es ein Strauch ist oder etwas Ähnliches?“

„Da ist nichts.“

„Zum Teufel noch mal! Was kann es sein?“

„Kinder spazieren hier“, sagt Herr Remenik. „Waren sie es nicht, die hier herumtollten?“

„Nein. Sie marschierten vor mir, auf dem Weg.“

„Da ist nichts.“

Leichter Regen setzt ein. Das Knacken ist nun nicht mehr zu hören. Er kann es Herrn Remenik nicht zeigen. Doch irgendetwas ist ja bestimmt dort.

„Gestern sind Sie nicht gekommen, Herr Remenik.“

„Ich bin ins Dorf gefahren... schadet es Ihnen nicht, wenn Sie nass werden? Soll ich Sie von hier wegrollen? Unter ein Dach.“

„Es macht nichts. Ich habe einen Lederhut und mein Mantel ist wasserabweisend, wird behauptet.“

„Ja...“

„Ich kann hier auch nicht weg, weil Sarah nicht wüßte, wo sie mich suchen soll.“

„Ja.“

„Seltsam waren die Kinder vorhin. Haben Sie bemerkt, Herr Remenik, dass sie stumm marschieren sind? Obwohl Kinder immer etwas zu erzählen haben, wenn sie in Reih und Glied spazieren.“

„Ja.“

„Sie haben Krieg gespielt. Was denken Sie?“

Herr Remenik bedenkt die Antwort. „Kann sein, im Normalfall gehen sie gewöhnlich auf der inneren Allee. Es ist möglich, dass sie Krieg spielten.“

Nun bläst der leichte Wind die Regentropfen in sein Gesicht, unter den Hut. Er müsste den Kragen hochschlagen.

Irgendwo schlägt eine Turmuhr 11.30 Uhr. Noch zweieinhalb Stunden. Er sitzt hier schon eine halbe Stunde und hat noch nichts erledigt bezüglich Hortenburg. Das heutige Programm: Hortenburg.

Morgen: die Brüder Karamasow, übermorgen die Gemälde in der Matthiaskirche. Und was hinterher? Er weiß es nicht. Er wird in den Kalender sehen müssen, wo er die Programme notierte. Doch jetzt hat er nicht die geringste Lust auf Hortenburg.

„Waren Sie schon im Ausland, Herr Remenik?“

„Ja, im Krieg.“

„Das ist keine gute Sache.“

„Gewiss nicht. Und Sie?“

„Ich? Ich war doch schon oft dort: in Deutschland, Frankreich, Italien; ich habe sogar Napoleon schon gesehen. Gewöhnlich sagt man: Napoleon sehen und sterben. Und Sie sehen, ich lebe noch.“

„Ja, aber ich muss schon wieder gehen. Man erwartet mich an der Brücke. Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen, Herr Remenik.“

Er hat nicht die geringste Lust auf Hortenburg. Lieber noch ein ganz klein wenig im Schaustellerpark bleiben. Er

hatte diesen nicht zu oft gesehen. Vielleicht sechs- oder achtmal. Einmal geschah es, dass er hinter den Schaustellerbuden herumstrolchte. Eine Frau stand dort, sich an den Türpfosten lehnend, sie rauchte eine Zigarrette. Sie trug ein langes weitärmeliges Gewand. Es war ein seltsamer Anblick, zwischen den schäbigen Bretterwänden diese Frau im pompösen Gewand. Sie war die berühmte Wahrsagerin. „Was suchst du hier, Bube?“

„Ich laufe hier so herum.“

„Dann hau ab hier, aber schnell, sonst trete ich dir in den Hintern!“

Es war eine Überraschung solche profanen Worte aus dem Munde der berühmten und eleganten Frau zu hören, einer Frau, aus der das Geheimnis strahlte.

Die Wahrsagerin erinnerte ihn irgendwie an Silvia. Weder ihr Gesicht, noch die Statur, doch vielleicht die Art, wie sie sich an den Türpfosten lehnte und rauchte. Auch Silvia stand ab und zu an der Tür der Veranda, rauchte und summte das Lied:

Oh, Fräuleins, oh, Mädchen,

wunderschöne Engel.

Burschen kommen aus der Kneipe,
verrückte Teufel...

Sie sang es immer wieder.

Als er ein Junge war, brauchte er Silvia nicht Fräulein oder Tantchen nennen. Nur einfach Silvia. Viele Male unternahmen sie zusammen Radausflüge.

Es passierte einmal, dass er allein im Innenzimmer saß und in der Dunkelheit vor sich hin träumte. Im Nachbarzimmer ging eine Lampe an. Auf dem durchscheinenden Schleiervorhang erschien die Silhouette von Silvia. Eine Zeit lang lief sie hin und her, danach begann sie sich genau vor dem Vorhang auszukleiden. Sie legte die Kleider mit schönen, graziösen Bewegungen ab, behaglich, sich an der Einsamkeit erfreuend.

Oh, Fräuleins, oh Mädchen,
wunderschöne Engel...

Er konnte seinen Blick nicht vom Vorhang abwenden, starrte angespannt auf das Silhouettenspiel. Als Silvia

schon ganz nackt war, erstarrte sie, als verwandelte sie sich in eine Statue. Doch warum stand sie da? Das ahnte er erst am nächsten Tag. Silvia stand vor dem Spiegel und genoss nackt ihr eigenes Spiegelbild. Sie hatten einen doppelten Genuss. Silvia und er. Nach einigen Tagen erzählte er Silvia von der Sache. Sie lachte nur. „Ach, du Dummkopf, warum hast du mir nicht zugeschrien. Für dich hätte ich sogar vor dem Vorhang getanzt!“

Ein anderes Mal beobachtete er wieder heimlich Silvia. Sie lag im Sonnenlicht und las ein Buch. Sie bemerkte den Jungen nicht, der sie gierig anstarrte. Plötzlich schloss sie das Buch und ließ das Gesicht auf die Arme fallen. Er glaubte, Silvia weine. Doch plötzlich hob sie den Kopf, küsste ihre Arme und biss wild in sie. Auf ihrem Gesicht erschien ein Ausdruck, den er niemals zuvor gesehen hatte.

Er muss auch solche Dinge in das Programm einlegen. Silvia und den Schaustellerpark und die Clowns und ähnliche Dinge. Nicht nur Hortenburg und die Brüder Karamasow und so weiter. Er braucht auch Silvia.

Wieder war das Knacken von hinten zu vernehmen. Der

Teufel hole Herrn Remenik, warum beobachtete er nicht besser, was es sein kann. Irgendetwas muss dort sein. Er müsste sich unbedingt umdrehen, doch wenn er es zu sehr versuchte, würden gewiss die Ärmel seines Umhanges beschmutzt. Sarah würde wütend sein. Er zwingt sich, nicht an das Knacken zu denken. Lieber zurück zu Silvia vor den Spiegel.

Auch er selbst hatte ein Abenteuer mit einem Spiegel. Das geschah, als er ein Junge war. Man schickte ihn wegen irgendeiner Sache zu Herrn Kornides. In dessen Haus im Treppenaufgang an der Wand hing ein großer Spiegel. Mag sein, dass es eine Art Anfall war, als er vor dem Spiegel anfing eine Rolle zu spielen, die ein stummes Echo hervorrief. Er feilschte mit wilden Gesten: „Glaubst du mir nicht, Kanaille?! Glaubst du mir nicht?“ Er schrie mit halber Stimme, mit entblößten Zähnen. Er schnitt Grimassen, dann spielte er den Sichberuhigenden, höflich verbeugte er sich und sagte: „Vielleicht sehr bald, werter Herr“. Und als auch das ihn dann langweilte, richtete er den Blick so starr und bedrohlich auf die eigenen Augen, dass er sich selbst zu fürchten begann.

In diesem Moment sprach ihn jemand leise an: „Was

machst du da, Junge? Bist du verrückt geworden?“ Die Mutter von Herrn Kornides stand neben ihm auf dem roten Teppich. Unmöglich zu beschreiben, was er fühlte. Er wäre lieber weggelaufen oder in den Erdboden versunken, hätte sich am liebsten in ein Nichts aufgelöst. Er nahm das Urteil in den Augen der alten Frau wahr, dass ihn von diesem Moment an alle für einen Kretin halten werden, für immer.

Und es geschah noch etwas Ähnliches. Mit Professor Peter... Oh, nein. Das ist furchtbar. Daran zurückzudenken ist unmöglich. Dann schon lieber Hortenburg.

Der Regen ist nun schon stärker geworden. Doch der Wind hat sich gelegt, bläst die Tropfen nicht mehr in sein Gesicht. Es ist angenehm zu lauschen wie der Regen auf seinen Hut tropft und zu sehen, wie er sich mit kalten Nadeln in die Erde spießt. Wenn der Regen aufhört, wird Sarah bestimmt früher kommen. So wird er nicht bis zwei bleiben müssen, und das wäre ein Gewinn.

Aber letzten Endes muss er doch mit Hortenburg anfangen. Zuerst die Straßen: Pilgramstraße, Gustav-

Adolf-Straße, Pulnerstraße... dort ist der Laden, in dem man allen möglichen überflüssigen Krempel verkaufte: kleine Erinnerungsgeschenke, Postkarten, verzierte Messer und so weiter...

Väterchen - lalla. Ob – lalla mitbrattis – lalla Essessen
lalla – lalla?

Danach die Herrengasse, wo sich der Gasthof Zum Tor befindet; dort kann man die beste Zwiebelsuppe in der ganzen Stadt essen... na, und das andere Restaurant, der Schwarze Adler. Doch den Namen des Gäßchens hatte er schon vergessen, den Namen der schmalen Gasse, auf der entlang man den Rosenplatz erreicht. Nun die Heilige Klothildstraße entlang bis zum Ende, und dazwischen der Reihe nach die Seitenstraßen aufsagen. Genau am Anfang war der Delikatladen von Schulz. Oh, ja, Schulz. Wenn man in den kühlen Raum hineinging, roch man gleich den Duft von Kaffee, von Käsesorten, von verschiedenen marinierten Fischen, einer Unmenge von Gewürzen und geräuchertem Fleisch. Man musste gleich irgendetwas in den Mund stecken. Ja, ja, Schulz.

Oh, Fräuleins, oh, Mädchen,

wunderschöne Engel...

Ja, ja. Notwendig sind auch Silvia, und auch der Schaustellerpark. Er muss auch solche Programme machen. Und vielleicht wird es ihm gelingen das Ereignis mit Professor Peter zu vermeiden, und das bei Herrn Kornides.

Also, aber nun weiter mit Hortenburg.

Die Heilige Klothildstraße. Die erste Seitenstraße... welche war es? Hol' s der Teufel, es scheint so, als ob Hortenburg ein Fiasko würde.

Burschen kommen aus der Kneipe, verrückte Teufel...

Im Herbst

Ja, ja. Die Bahnschranke mit der ewig rotleuchtenden Ampel, die immer wieder bitter aufheulenden Winde und der hartnäckige Regen – nur sie sind mir geblieben.

Im Frühling hatte man mir in Aussicht gestellt, mich im Juni in den Urlaub zu schicken, und der Juni kam. „Was denkst du dir?“ sagten sie. „Mitten in der dicksten Arbeit? Ganz unmöglich! Überflüssig auch nur darüber zu reden.“

Na, dann hoffte ich, dass es eventuell im August wird. Doch da war es wieder nichts. Dann vergaß ich die ganze Sache. Ich meinte, dass es völlig unwichtig sei. Es würde vielleicht sogar angenehmer für mich sein, den Urlaub mal im Winter zu verbringen. Zwischen den gewaltigen Schneebergen und stillen Tannen das Skifahren und die Abfahrten auf dem Skateboard auszuprobieren, das wäre mal gut für mich. Und dann kam die dumme Idee des Chefs, dass ich im Oktober in die Ferien gehen solle.

„Wunderschön ist die Natur im Oktober, du wirst sehen, Freund“, drängte man mich.

Was tun?

Der sechzehnte Oktober kam und ich kann sogar noch froh darüber sein, dass ich just an diesem Orte bin, und nicht in einem öden Nest, wie ein Verbannter, sondern hier. Es ist fast ein Luxushotel. Keine avancierten Melkerinnen, sondern erfahrene Kellnerinnen mit Häubchen auf dem Kopf tragen die Speisen herbei, und was für Speisen! Von Feinschmeckern zubereiteter Fasanenbraten mit Bohnen. Was soll ich sagen? Absolut delikate! Außerdem ist es hervorragend, dass wir nur zu zweit sitzen, ich und der Alte, neben dem Fenster, in einer Nische, wo man gewissermaßen auf der Lauer liegen kann. Ich bin nicht gezwungen mit glatter Miene am großen Gemeinschaftstisch zu plaudern.

Nach der Suppe sagte der Alte: „Es regnet.“

Ich antwortete: „Ja, ein feiner sanfter Regen.“ Und damit erschöpfte sich unsere Konversation für das gesamte Mittagessen.

Wir aßen beide schweigend. Unbemerkt gelang es uns, das Fenster einen winzigen Spalt weit zu öffnen, die Luft strömte herein. Und was für eine Luft! Frische, ozonreiche und betörende Luft. Man kann nach draußen

sehen, der Wald ist wirklich ein stolzer Anblick. Besonders, wenn man ihn durch den Schleiervorhang des Regens betrachtet. Die Farben sind mal milchig weiß und dann wieder pompös. Das entzückende Panorama läßt sich nicht in Worte fassen.

Das Haar des Alten ist so gekämmt, dass es fast den nackten Scheitel bedeckt. Er lächelt ein wenig verhalten, um auf diese Weise die Mängel der früher strahlend weißen regelmäßigen Zähne zu verbergen. Nach dem Mittagessen, als ich mich unter die Gäste mischte, erfuhr ich, indem ich dem Klatsch aufmerksam zuhörte, dass er einmal eine bedeutende Persönlichkeit war. Er war ein weltberühmter Illusionist. Na da, ich bin also auf einen pensionierten Magier gestoßen. Wie erfreulich! Ja, tatsächlich. Mir ist, als kenne ich sogar seinen Namen, obgleich ich nie ein eifriger Zirkusbesucher war. Und als ich an das Ende des Mittagessens zurückdachte, erinnerte ich mich, wie seltsam er mir Feuer gab. Weder Schachtel noch Streichholz, nur eine schwungvolle Bewegung mit der Hand und schon begann das Flämmchen auf der Spitze seines Zeigefingers zu tanzen. Ein wirklich virtuoses Schauspiel, wenn man die Sache bedenkt. Na, bedenken wir sie also.

Während des frühen Nachmittages begegnete ich ihm wieder. Ich ging hinaus zur überdachten Terrasse, wo sich wegen dem schlechten Wetter – dachte ich jedenfalls – niemand aufhält. Ich wollte dem beruhigenden sanften Regen lauschen, doch da bewegte sich jemand, in der Ecke. In einem weiten Mantel eingehüllt, ruhte sich dort der Zauberer auf einer langen Bank aus.

Kameradschaftlich begrüßte er mich mit einer Handbewegung. Also, wie soll ich es sagen? Es strahlte aus ihm hervor, dass er eine außergewöhnliche Person ist. Diese grazile unscheinbare Bewegung, mit der er mich begrüßte, war bezaubernd. Seine Hand schien zu sprechen: „In diesem Augenblick sollten wir voneinander lassen, wir haben noch Zeit, wir werden noch genug miteinander plaudern können, aber ja, wenn es jedoch unbedingt sein muss, in dem Falle gern auch schon jetzt, doch wenn möglich, sollten wir die Worte hinauschieben. Nun wollen wir lieber schweigen.“

Das alles sagte er mit einer einzigen vielsagenden Geste seiner Hand und ich verstand ihn.

In dem vollgestopften Salon war man schlecht gelaunt. Alle hofften, der diesjährige Oktober werde, ihre

erlauchten Persönlichkeiten in Betracht ziehend, außergewöhnlich günstiges Wetter schenken. Und weil sie sich an diesem ersten Tag betrogen sahen, bemühten sie sich nun beleidigt und gierig jede Möglichkeit an Komfort auszunutzen, die man nur finden konnte. Ich kann sowohl Kartenspielen als auch Billard sowie Fernsehen nicht leiden. Was tun? Allein und ziellos wanderte ich hierhin und dorthin. Im Vestibül erblickte ich die lokale Lorelei. Sie saß einsam, in der Uniform der Bediensteten. Sie sah sich Magazine an, den bezaubernden Horror vor den Buchstaben in keiner Weise verbergend: Schnell überblätterte sie die Textseiten und vertiefte sich in träumerischer Bewunderung in die bunten Bilder.

„Es regnet“, sprach ich sie geistreich an.

„Ja. Es regnet ohne Unterlass“, antwortete sie.

„Furchtbar, nicht wahr?“

„Was verlangen Sie im Oktober?“ gab sie apathisch das Wort zurück.

Es ist leider offensichtlich, dass ich sie langweile.

„Na, sicher, der Oktober“, versuchte ich die Plauderei zu verlängern.

„Ein öder Oktober, mit vielen gebrechlichen, miesen Alten.“ Plötzlich verstummte sie verlegen und betrachtete mich mit ängstlichem Blick. „Ja, ja, viele saure Alte“, wiederholte sie etwas weniger forsch, doch so, als taute sie ein wenig auf. Kritisch wiegte ich den Kopf. O weh, mein Engelchen! Wir sind in eine geheime gegenseitige Vertrautheit geraten. Du bist in meine Straße gekommen. Deine unverschämte Meinung über die Gäste ist günstig für mich. Du wirst mir für meine Diskretion bezahlen. Nun ja, vielleicht, vielleicht, vielleicht. Aus dieser Sache wächst vielleicht etwas. Sollte sie meine diesjährige Vorherbestimmte sein? Wird sie diejenige sein, die mich traurig machen wird? Ich glaube ja, ich ahne das Unglück voraus wie ein Rheumatiker, der – na, lassen wir das...

Sie teilte mir noch mit, nun schon viel freundlicher, dass sie beim Frühstück und Mittagessen mithilft und jeden Abend den Kaffee im Salon kocht. Übrigens langweile sie sich furchtbar... „Ha, dämlicher Oktober, was kann man da hier schon unternehmen? In diesem Gefängnis, umgeben von vier Mauern. Man sitzt nur da und macht

nichts, ja, und nach draußen gehen? In den Regen? Wer mag schon den abscheulichen Regen?“ Das ist wahr. Wer mag ihn schon?

Und doch ging ich am Abend nicht in den Salon, um einen Kaffee zu trinken. Es eilt nicht. Warum das Schicksal beschleunigen? Außerdem habe ich in dieser elenden Gesellschaft nicht einen einzigen Rivalen gesehen. Lorelei hatte recht. Viele Alte. Der Regen ließ etwas nach. Ich beschloss spazieren zu gehen. In der feuchten Dämmerung tänzelte jemand vor mir her. Er war es wieder, der Zauberer.

„Wohin? Egal?“ fragte er, als er mich erreichte.

„Ganz egal.“

„Kommen Sie mit mir mit. Ich kenne die Gegend hier gut. Gehen wir zur Eisenbahnschranke.

Wir machten uns auf den Weg und er fing an mit seiner strapazierten Baritonstimme zu erzählen, kaum darauf achtend, ob ich ihn beachte oder nicht. Er wirkte eher melancholisch, introvertiert, zog es vor mit seinem Gemurmel das Rauschen des Regens zu begleiten. Er

sprach zu sich selbst. Er betonte die Namen der fernen Städte in der Art von Menschen, die viele Sprachen sprechen, er sagte ‚Veneddzia‘ und ‚Nabboli‘ und ‚Leijpsi‘, er malte mit ausladenden Gesten Plätze und Kanäle, Straßen von Kleinstädten des Südens, das entzückende Schweigen von Gewölben und so weiter in das veilchenblaue Nichts, und er ließ auch die Frauen nicht aus.

„O ja. Esmeralda. Die anbetungswürdige Reiterin. Was über sie sagen? Eine aufgedonnerte Göttin! Nun ja, im Köpfchen... doch zum Reiten braucht man gerade das entgegengesetzte Körperteil. Nicht wahr? Ich musste ihr einige Verse beibringen, um zuweilen von ihr auch ein sinnvolles Wort zu hören. Kennen Sie das Gedicht:

Da blühen noch die Felder unten im Tal.
Da grünen noch die Pappeln bei der Quelle.
Doch sieh nur, unter dem Winterschal
verbirgt sich der Gipfel im Schneegefälle...

... und so weiter. Ich lehrte ihr dieses Gedicht, als wir zusammen in Veneddzia wohnten. In einem winzigen Hotel mit eichengetäfelten Wänden. Die Holztreppe

knarrte bei jedem Schritt. Die Geländer waren reich verziert und die Klinke... die Klinke des Tores... stellen Sie sich eine schmiedeeiserne Klinke vor, aber eine riesige, mit zwei Händen zu klinkende. Ein mächtiges schweres Eisenstück, und doch so kunstvoll gehämmert, als wäre es Schaum. Eine ungeheuer massive Klinke, die im Begriff schien loszufliegen. Ich sah sie jeden Tag in Veneddizia, jeden Abend in jenem Oktober, es regnete auch damals, so wie jetzt, Regentropfen hingen an der Klinke und reflektierten regenbogenartig die bunten Lichterketten. Mamma mia! Ottobre in Veneddizia! Vielleicht war es nur ein Traum...“

Wer weiß, wer weiß... Ob diese Erinnerungen echt sind? Und warum soll es wichtig sein? Aufrichtig gesagt, wenn ein Zauberer in die Luft greift und dutzendweise Münzen in den Eimer wirft – wen interessiert es da schon, ob diese Münzen echt sind?

Wir erreichten die Bahnschranke.

„Wie gigantisch sie ist“, sagte er, „und wie aus ihr das Verbot strahlt. Wirklich. Wie selten und wie kurz ist der Übergang hier frei. Diese Schranke ist das Warten selbst.“

Das ewige Warten. Ich stehe oft hier an der Schranke. Sie können glauben, dass ich ein Idiot sei. Doch sagen Sie mir aufrichtig: kommt es Ihnen nicht auch so vor, als ob etwas Großartiges in ihrer Beharrlichkeit liegt? Wie selten hat die Schranke einen Sinn! Jeden Tag gehen soundsoviele Minuten und soundsoviele Züge vorbei. Nicht wahr? Nur soundsoviele Ereignisse gibt es um die Schranke herum. Und doch, wie wichtig sie ist. Gleicht sie nicht uns beiden? Ihnen oder mir? Nicht wahr? Na, kommen Sie weiter. Ich kenne hier in der Nähe eine kleine Gaststätte.“

Jeden Tag marschierten wir zu zweit bis zur Bahnschranke und zurück, bis der Samstag kam und die Hoteldirektion den Einfall hatte, dass es nötig sei, die gelangweilten Gäste irgendwie zu zerstreuen. Man beschloss, uns durch einen Ball mit Festprogramm zu unterhalten. Am Programm konnte jeder teilnehmen, der sich dazu in der Lage fühlte das Publikum durch etwas zu unterhalten. Natürlich schlug sich der alte Illusionist vor. Ausgezeichnet. So werden wir wenigstens einen Sachverständigen haben. Doch leider bat er mich auch, ihm zu assistieren. Du lieber Gott! Ich sollte ihm helfen. Nun, was tun? Aufrichtig gesagt, bin ich einem Schlemihl

nicht unähnlich. Man stelle sich nur meine stupide Miene vor, wenn der Zauberer Münzen oder Karten aus meiner Nase oder aus meinen Ohren herauszieht. Aber kann ich es ihm abschlagen?

Schon früh am Morgen klopfte der Alte an meine Tür. Er war ganz aufgeregt. Stotternd fragte er, ob ich einen Smoking habe. Denn wenn nicht, müssten wir eine Möglichkeit finden, einen zu beschaffen. Er lieh mir auch einen goldenen Ring, weil das elegante Aussehen genauso wichtig sei wie die Produktion selbst. Wie weise er war! Und er sagte auch, dass ich während des ganzen Auftrittes rauchen soll, doch ein Streichholz solle ich nicht verwenden, weil er für das Feuergeben ein hervorragendes Kunststückchen habe. Er machte gleich eine flüchtige Bewegung in der Luft und da tanzte schon das Flämmchen auf der Spitze seines Zeigefingers, genauso wie nach dem ersten Mittagessen. Übrigens quäle ihn ein mächtiges Herzklopfen, so wie es eine Göre aus dem Gymnasium vor dem Rezitatorenwettbewerb quält. Na gut, Onkelchen!

Doch als das Abendprogramm dann stattfand, wurde ich angenehm überrascht. Das Debüt war ein heiteres

Abenteuer. Der Alte lenkte den Auftritt so, als wäre er, der einstige grandiose Illusionist, nur ein Helfer, ein Assistent neben mir – dem jungen Genie. Er bereitete nur die Kunststückchen vor, doch die wesentliche Bewegung, durch die die weggezauberten Dinge wieder erschienen, wegen der alles in Szene gesetzt wurde, diese kleine plötzliche Bewegung machte immer ich. Scharfsinnig täuschte er jeden, damit ich Erfolg habe. Eine ausgezeichnete Situation. Euphorisch nahm ich die Ovationen entgegen. Der Alte – der sich übrigens nach dem Programm gleich zurückzog – schien eine ganz nebensächliche Person zu sein. Alle versammelten sich um mich, man bewunderte mich, man betete mich an. Ich wurde gewissermaßen zum Abgott erhoben. Auch Lorelei erwies mir ihre Reverenz. In ihren Augen leuchteten verheißungsvolle, kokette Flammen. Ausgezeichnet, mein Engelchen! Der schönste Zauber wäre, wenn ich dich gewönne.

Und das alles noch übertreffend, heiterte sich das Wetter am nächsten Tage auf. Fast vergaß ich zu sagen, dass man mich nach dem Programm von dem Alten trennte. Man lud mich an den Haupttisch ein, an den Platz des Hausherrn, und dort aß ich jeden Tag zu Mittag. Ob der

Alte früher oder später aß, weiß ich schon nicht mehr, doch ich sah ihn kaum. Aber immer dann, wenn wir uns begegneten, zwinkerte er mir insgeheim schelmisch zu, er störte mich jedoch nicht unter meinen Bewunderern. Ich glaube, es war ganz und gar nicht seltsam, dass ich ihn ein wenig vernachlässigte. Aber vergessen hatte ich ihn nicht. Ja, ich fühlte Dankbarkeit. Aber sehen wir einmal die Sache nüchtern an. Bis dahin lief ich immer nur an den Vergnügen vorüber, und nun war es für mich das größte Glück mit meiner Lorelei im idyllischen Herbstwald zu spazieren. Außerdem befreundete ich mich auch mit irgendeinem Direktor, einem wirklichen Chef. Wen wundert es, wenn ich ein wenig das Vergnügen genießen wollte? Und wie ich schon sagte, wurde das Wetter schön. Wer weiß schließlich, ob der Alte es auch mag zu spazieren, wenn es nicht regnet?

Es vergingen einige Tage, und wie der meteorologische Dienst berichtete, ‘ ... drangen aus nordwestlicher Richtung feuchtkalte ozeanische Luftströmungen...’, und so weiter, ein.

Und wieder kam der Regen. Im Salon stimulierte man mich noch hin und wieder, doch irgendein

Kunststückchen zu präsentieren. Aber was hätte ich tun können? Bald ahnten alle, dass sie die Opfer eines unscheinbaren Bluffs waren. Auch Lorelei vernachlässigte mich und fing an, um irgendwelche ergrauten Schläfen herumzuflattern, und wie ich aus den mir dann und wann zugeworfenen Worten heraushören konnte, wird sie bald in die Hauptstadt übersiedeln und dort eine herausragende Persönlichkeit werden. Na gut. Tatsächlich genügte mir ja schon der bisher erlangte Ruhm. Ich weiß schon ganz gut, wie man aus einem lau gewordenen Bad herauszugehen hat.

Eines abends ging ich in dem leisen Regen wieder los, mitten unter die herumfliegenden Sporen, die sich in dem sanften Wind wiegten. Bald erreichte ich ihn. Aber wie schnell sind Alte beleidigt! Nicht ein Wort über Veneddzia und Nabboli. Er brummte nur etwas von Bronchitis, klagte über den Regen. Wir gingen an der Schranke vorbei, ohne auch nur zu ihr hinüberzuschauen. Der Alte verbarg seine schönen, ausdrucksstarken Hände unter dem Mantel. Plötzlich hielt er an: „Nun adieu, mein Freund. Die Feuchtigkeit und das trübe Wetter hier draußen sind nichts für mich. Spazieren Sie weiter. Lüften Sie Ihren Kopf. Lüften Sie, lüften Sie“, murmelte

er zerstreut und ging ein wenig zögernd fort.

An der Schranke blieb ich allein stehen. Wie gigantisch sie ist. Als wäre sie das verkörperte Verbot! Ja leider: ich schien gewogen worden zu sein und ich erwies mich als zu leicht. Ich war kein treuer Gefährte im tristen Regen. Der Alte meinte wohl ich sei ein Verräter. Ob er recht hat? Nun muss ich ohne einen Mentor zaubern, mit meinen ungeschickten Händen. Oh, wenn ich Erinnerungen wachrufen könnte, selbst falsche, über ‚Veneddzia‘ und ‚Nabboli‘. Warum hat der Alte mir nicht die wahre Magie gelehrt? Ist es schwer, die wahre Zauberkunst zu erlernen? Richtiger gesagt: Ob es möglich ist, sie ganz zu verstehen? Die Schranke leuchtete rot. Wie selten und wie kurz ist der Übergang frei. Was lernte Esmeralda, die wunderschöne Reiterin?

... doch sieh nur, unter dem Winterschal,
verbirgst sich der Gipfel im Schneegefälle...

Nun, das ist meine Geschichte.

Leider, ja.

Der hingemordete Walnussbaum

Die Alte kam wieder in die Küche zurück und erzählte weiter: „Und warum steht dieser Kasten von einem Haus in der Nachbarschaft, hinterm Zaun, mitten in dem von Trauer umflorten Garten? Auch das hat seine Geschichte. Dort standen einst das schöne Häuschen und der Garten von Bora Sabo, der Witwe von Stefan Loch. Das schöne weiße Haus hatte grüne Fenster und ein rotes Giebeldach. Es war tadellos, ein ganz stolzer Anblick, es glich den anderen Häusern in dieser Gasse. Vorn befand sich ein Blumengärtchen, der Korridor und die Veranda waren mit lebendigem Blattwerk überzogen und hinter dem Häuschen befand sich ein fruchtbarer Gemüsegarten mit vielen Pflaumenbäumen und mit einem einzigartigen riesigen Walnussbaum. Das Häuschen war also von munterem Grün umgeben. Und jetzt ist dort alles Leben abgestorben und das gelbe Haus zittert entblößt in der Kälte, in diesem von Schmerz erfüllten Garten. Denn weder ein Wille noch irgendeine Macht können das wieder herbeischaffen, was vergangen ist, und die Zukunft...

Als Boras Sohn Alex nach Hause kam – er studierte

Architektur und wurde Ingenieur – hatte er sich in der Hauptstadt schon ganz ordentlich bereichert. Er hatte eine hübsche Summe auf der Bank und ein Auto, als er sich hierher für ein Amt im Bezirk vorschlug. Nun, als er nach Hause kam, kaufte er die Erbanteile seiner Brüder auf, wodurch danach das ganze Grundstück, das Haus und der Garten von Bora Sabo genau genommen ausschließlich sein Besitz waren. Natürlich, nach dem Gesetz blieb alles das Eigentum von Bora. Aber die anderen Erben konnten keine Forderungen mehr stellen.

Alex hatte ein gutes Gehalt beim Bezirk, und auch seine Gattin, das Mariechen, die Ärztin war. Doch keine von den Ärztinnen, zu der man hinget, um über Rückenschmerzen oder ähnliche Beschwerden zu klagen. Sie war nämlich beim Gesundheitsamt angestellt. Ihr Beruf ist es, dass sie in den Schlachthof geht und sagt, der Abfluss sei unpassend, und dass man bis morgen alles zu verbessern habe, weil andernfalls der ganze Schlachthof geschlossen werde. Und es ist ihr Beruf zu sagen, die Brunnen hätten schlechtes Wasser, jawohl, und das soll bis jetzt gut gewesen sein? Na, so eine ist Mariechen, ein bisschen hochnäsig, doch sonst nicht verkehrt.

Na, sie hatten beide einen guten Lohn, und außerdem brachte Mariechen, wie man sich erzählt, eine schöne Mitgift mit in die Ehe, und weil sie also nicht arm waren, beschlossen sie ein schönes neues Haus zu bauen. Aber nicht vorn am Bürgersteig, wo die anderen stehen, sondern hinten auf dem Platz, wo bis dahin der Gemüsegarten stand, und hier vorn wollten sie Büsche pflanzen und ein großes Blumenbeet und Kiefern und alles übrige.

Damals sagte Bora Sabo: ‚Meine Lieben, warum wartet Ihr nicht, bis Ihr mich neben meinem Stefan unter die Erde gebracht habt?‘ Denn sie hatte ihren Gatten über alles lieb.

Doch sie sagten: ‚Nein.‘ Weil sie ein neues Nest haben wollten. ‚Du wirst sehen, Mütterchen, wie wohl du dich in ihm fühlen wirst.‘

Und Bora widersprach nicht. Sie war immer eine Frau, die nicht viele Worte machte. Sie sagte nur zuweilen und nur zu mir: ‚Sie meinen, dass ich mich in diesem Haus wohl fühlen werde. Und trotzdem, wo werde ich mich wirklich wohl fühlen? Draußen neben meinem Stefan,

dort, ja dort würde ich mich wohl fühlen.‘ Sie war völlig verzweifelt.

Und das junge Paar fing an. Es kamen viele Menschen, viele Maschinen, sie zerstörten das Tor und den Zaun. Die Maschinen heulten hier von früh bis spät. Nach zwei Tagen war die Baugrube so groß, dass das ganze alte Häuschen von Bora hineingepasst hätte.

Alex erzählte allen, wie das neue Haus aussehen wird. Er machte vom Haus eine schöne Zeichnung auf dem Papier. Nun ja, die Zeichnung war wunderschön, doch das Haus, das man auf der Zeichnung sah, war etwas verschandelt, weil es kein rotes Giebeldach hatte. Es war oben flach.

„Eine Dachterasse“, sagte Alex, „das ist die neue Mode.“
„Eine Dachterasse, eine Dachterasse“, wiederholte Bora beschämt, „so viel Angeberei in dieser einfachen Gasse. Die Menschen hier sind doch bescheidene Leute.“

Na gut. Man fing an Ziegelsteine, Balken und was es sonst noch so gibt, heranzuschaffen. Die Maschinen lärmten unaufhörlich und das Haus schoss aus der Grube wie die Pilze nach dem Regen. Die vielen eifrigen Leute aber

stießen Bora grob hin und her. Man sagte sogar zu ihr: ‚Geh doch zur Seite, Tantchen! Siehst du nicht, dass du hier im Wege stehst?‘ Als sei sie eine Fremde, die sie nur behinderte, obwohl nach dem Gesetz damals noch alles ihr Besitz war.

Damals sagte Bora zu Alex: ‚Allerliebster Sohn, wirf nicht so viel Geld hinaus, hole das Essen für sie nicht aus der Gaststätte. Ich werde für sie kochen.‘

Doch sie wollte es nicht, weil sie die viele Arbeit gewünscht hätte, sondern nur, um zu zeigen, dass sie, die schwache alte Frau, ihnen noch nützlich sein könne. O weh, arme Bora!

Ja wirklich, sie erwarb sich Respekt, wunderbare Suppen, Braten und andere Leckereien wusste sie zu bereiten. Viele Male hatte man sie als Meisterköchin zu üppigen Hochzeitsfesten geholt. Unentwegt kochte sie die vielen wohlschmeckenden Gerichte, von früh bis spät, jedoch sie selbst aß kaum etwas.

‚Ich brauche nichts, meine Liebe‘, sagte sie zuweilen, wenn sie mich besuchen kam. ‚Ich trinke nur ein wenig Kaffee, damit ich nicht krank werde. Das genügt mir.‘

Damals magerte sie bereits immer mehr ab. Und ihre Stimme war noch seltener zu vernehmen als zuvor, obwohl die Bora immer wortfaul war. Na, und es vergingen keine zwei Monate, weil sie im März angefangen hatten und es noch nicht Juni war, als das Haus schon stand. Nun ja, die Wände. Damals sagte Alex: ‚Liebes Mütterchen, wir werden für uns drei, für dich, für Mariechen und mich ein Zimmer im neuen Haus herrichten, und wir ziehen ein, weil die alte Bude hier draußen schon jetzt die Lastwagen behindert. Es ist soweit, wir müssen sie abreißen.‘

Bora sagte nichts, aber sie wurde schwermütig, weil sie in dem Haus eine lange Zeit friedlich gelebt hatte, zusammen mit dem Gatten, ihrem Stefan.

Wie verschwenderisch ist doch die heutige Jugend, das ist furchtbar! Sie entfernten die Mauern nicht wie es sich gehört, indem sie sorgsam die wieder verwendbaren Mauerreste aufhoben, sondern eines Tages kamen Leute aus der Mine, gingen in das alte Haus, legten dort kurz Hand an, danach teilten sie den Nachbarn mit, keiner solle Angst haben, weil es gleich eine Explosion geben werde. Sie kamen früh und es war noch nicht

Nachmittag, als es bumste! Das alte Haus sackte in sich zusammen. Zur Ruine geworden, wie der große Gasthof im Krieg, als ihn die Bombe traf.

Bora weinte damals, heulte bittere Tränen, wie wahnsinnig geworden. Und ihre Schwiegertochter, die Ärztin, brachte sie in ein Krankenhaus und sagte zu ihr: ‚Habe keine Angst, Schwiegermütterchen, du wirst schnell wieder gesund werden, und wenn du heim kommst, wirst du in das neue Haus gehen, zu all den schönen Dingen, mit allem Komfort und du wirst keine Pflichten haben, außer Fernsehen zu schauen.‘

Als ob sich Bora für Fernsehen interessiert hätte. Sie hatte nicht einmal für das Radio viel übrig. Sie hörte auch da nur genauer hin, wenn man mitteilte, dass ein Zug jemanden überrollte oder jemand erwürgt wurde, oder ähnliche Neuigkeiten. Nun, es war wirklich besser für Bora, still in einem Krankenhaus zu liegen und nicht zu sehen, wie man die Trümmer des alten Hauses an das Dorfende brachte, wo der Sumpf trockengelegt wird.

Als Bora nach Hause kam, waren auch die letzten Spuren des alten Hauses verschwunden. Der Garten war schon

früher verwüstet worden, und die Pflaumenbäume schon lange abgeschnitten, na, um sie war es nicht weiter schade. Sie gaben so schäbige Pflaumen ab, dass man von ihnen nur Bauchschmerzen bekam. Nur der riesige Walnussbaum blieb hinter dem neuen Haus stehen.

Bora sagte damals zu Alex mit zitternder Stimme, und schon ganz gebrechlich, trotz der ärztlichen Behandlung: ‚Ich ärgere mich schon nicht mehr, mein Liebling. Aber ich würde mir wenigstens wünschen, dass das neue Haus weiß ist und die Fenster grün.‘

Alex lachte: ‚Weiß und grün? Auf keinen Fall, Mütterchen. Besser so wie ich es aufs Papier gebracht habe. Die Mauern sind gelb und die Fenster haben ein kräftiges Braun. Das ist die neue Mode.‘

Bora antwortete nichts. Sie kochte weiter für die Arbeiter, die schon weniger waren als zuvor und sie machten weniger Lärm, nur aus dem Inneren des Hauses hörte man noch das Hämmern und Sägen. Als der Juli kam, wurde die ganze Arbeit beendet und das Haus war fertig. Es war schön. Das lässt sich nicht bestreiten. Doch ein wenig unvollständig wegen des flachen Daches. Auch

drinnen strahlte alles. Nachmittags, als die jungen Leute weg waren, ließ mich Bora kommen. Ich habe alles gesehen. Alles war von lebhafter Farbe, nur die Wände strömten einen seltsamen Geruch aus, wie ich ihn bis dahin nur aus dem Krankenhaus kannte. Ich sagte zu Bora: ‚Wirklich, alles ist schön hier. Nur der Geruch gefällt mir nicht.‘

Bora meinte, dass er von den Farben komme, weil auch die modern seien.

Na, ganz egal. Doch der Krankenhausgeruch war mir eine böse Vorahnung.

Dann lieferte man Möbel ins Haus. Schöne und moderne und auch eine Kücheneinrichtung, die ohne Fehl und Tadel war, wie die von der Apotheke. Auch Bora fühlte sich zu dieser Zeit wohler als noch kurz vorher. Es gefiel ihr alles, aber sie spazierte in der großen Wohnung nur hin und her. Tun konnte sie nichts. Gern hätte sie gekocht. Doch der Herd geht mit Gas und beim Anzünden gibt es eine Flamme und eine Explosion. Und das mochte Bora nicht. Sie konnte weder mit Maschinen saubermachen noch mit der Maschine waschen. Übrigens

ist die Waschmaschine auch wirklich ein nutzloses Ding, weil sie nur das Wasser durcheinander wirbelt, sie walkt die Wäsche nicht richtig durch. Daher – weil sie nichts tun konnte – kam sie mich häufig besuchen. Sie saß in der Küche auf der Bank, half mir beim Kartoffelschälen, immer sehr schweigsam. Sie sagte nur manchmal zu mir: ‚Hab Geduld mit mir, meine Liebe. Ich sitze lieber bei dir auf der Bank, weil eine so einfache alte Frau wie ich sich in den feinen Sesseln nicht wohl fühlt, wie sie dort sind.‘

Sie sagte nicht ‚zu Hause‘. Sie sagte: ‚dort.‘

Sie sah über den Zaun und wiegte den Kopf, weil der Anblick des verwüsteten Gartens für sie sehr schmerzlich war. Zu der Zeit wagte sie es schon nicht mehr, etwas zu Alex zu sagen.

Eines Tages kamen wieder Leute, und wir sahen über den Zaun hinweg, dass sie Axt und Säge mitbrachten, den Platz um den alten Walnussbaum ausforschten.

Wahrscheinlich wollten sie den alten Baum fällen. Doch das konnte Bora nicht weiter ertragen. Sie eilte hin und fing an, alles andere als leise mit ihnen zu streiten.

Sie sagten, dass Alex sie geschickt habe, um den Baum zu

fällen.

Bora sprach, dass, wer auch immer sie geschickt haben mag, nach dem Gesetz nur sie die Herrin sei, dass alles hier ihr Besitz sei. Jedermann könne es beim Bezirksamt nachprüfen, und sie lasse nicht von dem Baum.

Aufgrund des Streitgespräches gingen die Leute fort und Bora kam wieder zu mir zurück, aber sie war untröstlich. Sie wusste ja, dass alles vergeblich war, wenn Alex will, dass der Baum sterben soll. O weh, was für ein guter Baum es war! Wie viele Säcke Nüsse wuchsen auf ihm! Nüsse mit hauchdünnen Schalen. Gewiss, der Baum war schon ein wenig ins Alter gekommen, er trug früher noch mehr Nüsse und doch war er gut, ein wunderschöner Baum.

Man kann sich schon denken, dass der Streit umsonst war, am nächsten Tag fällte man den Baum, weil sein Platz gebraucht wurde. Alex wollte einen Wintergarten an das neue Haus anbauen.

Dann sagte Bora zuweilen noch: „Meine lieben Kinder, warum war es so eilig, den schönen Walnussbaum hinzumorden? Ihr hättet wenigstens warten können, bis

Ihr mich unter die Erde gebracht habt, zu meinem lieben Stefan'. Doch niemand beachtete sie, weil der Wintergarten ein wirklich dringliches Problem war. Alex war es unerwartet geglückt, Balken und andere billige Materialien zu beschaffen, den Gerüchten nach war etwas faul an der Sache, nun, Alex hatte es eilig die Unordnung, die durch die viele Bauarbeit verursacht wurde, zu beseitigen.

Wieder kamen Leute vorbei, sie rissen die frischen Mauern auf, die noch nicht einmal trocken waren, und nach kurzer Zeit war der Wintergarten fertig.

Wirklich, er war sehr schön. Einmal ließ mich Bora kommen, damit ich ihn mir ansehe. Ich habe alles gesehen. Ringsherum riesige Glasscheiben und dazwischen dünne Betonpfeiler. Eine Palme oder ein Philodendron waren zwar noch nicht aufgestellt, doch selbst ohne die war alles wunderschön. Jedoch, unangenehm berührt nahm ich wieder den Krankenhausgeruch wahr.

Ob aber die große Hast an dem Fehler Schuld war oder ob man es mit Absicht so gemacht hatte, ist schon nicht

mehr festzustellen. Jedenfalls entfernte man die Wurzeln des alten Walnussbaumes nicht aus der Erde. Genau darüber legte man den Wintergarten an.

Bora sagte mir einmal, da redete sie schon reichlich verwirrt: ‚Ein Schmerz quält die unglückliche Erde wegen des Baumstumpfes, wie der Zahnschmerz bei einem Menschen, wenn der Zahn abbricht und die Wurzel stecken bleibt.‘

Arme bemitleidenswerte Bora.

In der Zwischenzeit kam der Winter. Alex sagte: ‚Du wirst sehen, liebes Mütterchen, in kurzer Zeit kommt der Frühling. Wir werden den Garten in Ordnung bringen, überall werden Blumen und Sträucher wachsen, und wenn du willst, kannst du zwischen ihnen spazieren gehen oder ein bisschen als Gärtnerin arbeiten, du wirst sehen, dass alles wunderbar wird.‘

Nun, als Alex das sagte, war noch Winter. Wie hätte er die bevorstehenden Ereignisse vorausahnen können?

Der Winter verging angenehm, sogar ums Heizen brauchte sie sich nicht zu kümmern, weil das neue Haus

eine automatische Zentralheizung hatte, sogar die Garage war beheizt, doch warum, weiß ich nicht. Warum so viel Verschwendung? Dieses seelenlose Auto braucht überhaupt keine Wärme.

Es wurde Frühling. Eines Nachmittages kam Bora beängstigt zu mir gelaufen. Wie sie mir stotternd mitteilte, hatte eine Diele des Fußbodens Risse bekommen, und eine der Glasscheiben. ‚Was bedeutet das?‘ fragte sie. ‚Wird nicht alles kaputtgehen? Müssen wir nicht zu Alex ins Amt laufen, um ihn zu benachrichtigen?‘

Ich sagte beruhigend zu ihr, dass bis zum Abend bestimmt nichts weiter passieren wird.

Man braucht Alex nicht umsonst zu beunruhigen. Ich bat sie aber, nicht nach Hause zu gehen und bis zum Abend bei mir zu bleiben.

Als Alex aus dem Büro zurückkam, sah er sich um und stieß Gotteslästerungen aus, er überschüttete die Heiligen mit einem Donnerwetter von Vorwürfen.

Es war so, dass der Baumstumpf sich wegen des

nahenden Frühlings wieder mit Leben erfüllte. Der Baumstumpf, der unter dem Wintergarten verblieben war.

Wollte er weiter wachsen oder sich im Gegenteil noch tiefer in die Erde krallen? Wer weiß? Na, man musste gleich den ganzen Wintergarten abtragen, doch selbst das genügte nicht. Man musste darüber hinaus auch noch die Wurzeln des alten Walnussbaumes ausgraben, und die Wurzeln waren so sehr verzweigt, dass sie sich bis tief unter das neue Haus erstreckten. Wegen den Wurzeln musste man sogar das ganze Fundament berühren.

Nun, wieder kamen viele Leute und viele Maschinen. Und die neue Arbeit begann, um zu retten, was noch zu retten war.

Und da geschah es, die bemitleidenswerte Bora konnte es nicht weiter aushalten. Eines Tages holte sie sich eine Krankheit, umsonst hatte sie eine Ärztin als Schwiegertochter, am dritten Tage lag sie schon auf dem Katafalk.

Viele Schicksalsschläge kamen. Das viele viele Geld ging verloren. Alex musste das Haus verkaufen, weil seine

Schulden sich anhäufte, der Garten blieb ohne Blumen, ohne Sträucher. Er war tot. Es fiel jede Hoffnung weg. Der Allmächtige allein weiß, was noch geschehen wird. Nur die unglückliche Bora erreichte, was sie immer gewollt hatte. Sie liegt nun neben ihrem lieben Stefan.

Ja, so ist das Leben. Was die jungen Leute getan haben, das darf man nicht tun.

Als sie den alten Walnussbaum hinmordeten, hätten sie auch gleich die Wurzeln mit ausreißen müssen. Denn einfach auf ihnen weiterbauen – das geht nicht.

Es geht nicht, dass man das Alte verkrüppelt und einfach auf ihm Platz nimmt. Das ist nicht möglich.

Nein, bestimmt nicht.“

Tata Ben

Diese schaurige, beklemmende Nacht. Und dazu rieb mir noch die riesige Taschenlampe, die mir Tata Ben gab, den Oberschenkel wund. Ich steckte sie nun in die Hosentasche. Doch auch aus ihr ragte sie noch zur Hälfte hervor.

„Warum ist so eine große Keule nötig?“ hatte ich den Alten gefragt.

„Das ist das Zweckmäßigste, mein Jüngelchen!“ sagte Tata Ben. „Sie gibt nämlich Licht. Viel Licht, wie ein Scheinwerfer. Das hat psychologische Wirkung. Von solchen Sachen habt Ihr Grünschnäbel keine Ahnung. Ja, ja, mein Jüngelchen. Die psychologische Wirkung.“

Ich diskutierte nicht erst lange. Kostenlos hatte er mir die ganze Ausrüstung für die heutige Nacht übergeben, warum sollte ich mich da wegen der blöden Taschenlampe streiten?

Jetzt ist es 23.05 Uhr. Der Kerl müsste bald kommen, wenn Tata Ben die Wahrheit gesagt hat.

Unterwegs auf dem Schiff, auf dem ich anheuerte, dachte ich nicht, dass ich gleich nach meiner Ankunft an Land so einen widerwärtigen Job vor mir haben werde. Doch was soll ich machen? Es bleibt mir nichts anderes übrig.

Wiewohl mir die Sache, bei Gott, nicht gefällt, ja, überhaupt nicht gefällt. Als mein Dienst auf dem Schiff zu Ende ging und der Boss die Abrechnung mit mir machte, hatte ich keine Reichtümer aufgehäuft. Übrigens hatte ich auf dieser rostigen Kiste nur darum angeheuert, weil ich in diese Stadt zurückkehren wollte. Unverzüglich versiebt ich die ganze Heuer, noch in der gleichen Nacht, in der ich an Land ging. Ich hatte das Glück bei einem Kameraden auf dem Lastkahn eine Koje zu finden. Sonst hätte ich im Park schlafen müssen.

Am nächsten Morgen brummte mir der Schädel. Der Magen drehte sich mir um, von dem vielen Bier, das ich in mich hineingeschüttet hatte. Müde fing ich an, mir Gesellschaft zu suchen. Ich dachte, dass vielleicht jemand von den Kameraden eine Arbeit für mich weiß... Doch es ergab sich nichts, wie üblich, obgleich ich den glatzköpfigen Drake schon von weitem erblickte, er mag mich. Doch es ist besser, nichts mit ihm anzufangen. Wie ich hörte, dealt er zur Zeit und das ist nicht ungefährlich.

Wenn ich nun schon einmal wieder in der Stadt bin, dann will ich hier keinem die Zeit stehlen, nicht den Staatsgast spielen, der nur Kosten verursacht.

Ich zog es vor einen Besuch bei Tata Ben zu machen. Vielleicht kann er mir irgendeinen Job geben. Na, es ist wahr. Auch um ihn kreisen Gerüchte, er treibe wieder das Gleiche wie früher. Man sagt, er mische sich in politische Angelegenheiten ein. Doch was tun? Ich dachte: ich versuche es mit ihm.

Als ich in seinen Laden hineinging, lärmten und drängten sich drinnen viele Käufer. Nur mit einem Blick bedeutete er mir, mich an die Seite zu stellen. Und als er einen Moment Zeit für mich hatte, führte er mich in einen heruntergekommenen Raum hinter dem Laden, den er gern ‚Büro‘ nannte. Er gab mir einen übelriechenden Schnaps. „Setz dich, mein Jüngelchen!“ sagte er, „du siehst, ich habe eine Menge Arbeit. Warte eine Sekunde, bis ich mehr Zeit für dich habe. Ich komme bald. Kein Geld! Wie?“ fragte er geschäftig. Doch ohne die Antwort abzuwarten, eilte er davon. Ich versuchte mich ein wenig an dem Getränk.

Endlich kam er zurück. „Na, du sitzt in der Tinte, wie? Du kommst wohl nur zu Tata Ben, wenn du in der Tinte sitzt, was? Doch sieh wie ich bin! Ich habe etwas für dich gefunden. Und er goss von dem Schnaps auch in sein Glas. „Nun, aufrichtig gesagt, ich bräuchte dich. Ich bräuchte dich just heute Nacht. Du bist der ideale Bursche für diesen Job. Doch erzähle. Bist du aus der Ferne gekommen? Was für ein schönes schwarzes Hemd du trägst! So ein wunderschönes Hemd kann man bei uns nicht kaufen! Genau das wird heute Nacht nützlich sein. Aber ich habe dich lange Zeit nicht gesehen. Warst du verhindert? Macht nichts. Das passiert ab und zu. Scheint, du bist heute etwas wortfaul.“

Später erzählten sie mir, was ich heute Nacht machen soll. In dem großen Kaufhaus arbeitet ein spanischer Juwelier. Er ist sehr groß, hat langes schwarzes Haar und einen Ziegenbart. Weil er keinen Tresor besitzt, nimmt er jeden Abend die wertvolleren Sachen mit nach Hause. Jeden Abend geht er um elf aus dem Basar los, und ab viertel vor elf muss ich auf ihn in der dunklen Allee warten, wo mich niemand sehen wird, wegen meines schwarzen Hemdes und der schwarzen Hose. Ich werde ihm einen hübschen kleinen Fausthieb verpassen, keinen

großen; nur so einen, dass er für zehn Minuten ein Nickerchen macht. Ich muß vorsichtig sein, weil er alt ist und nicht ganz gesund. Zehn Minuten reichen mir völlig aus, um zu verschwinden. Ich werde in einen winzigen Garten laufen, der nicht weit von der Allee gelegen ist. In dem Gärtchen befindet sich eine Sandkiste mit einem verschließbaren Deckel. Ich werde das Köfferchen hineinwerfen und auch die Taschenlampe, damit nichts Verdächtiges an mir bleibt. Bald wird dann ein anderer Kerl Tata Bens kommen, der das Köfferchen wegbringt. Meine Aufgabe wird es außerdem sein, die weiße Matrosenjacke anzuziehen, die Tata Ben mir noch gibt. Danach soll ich auf der Bowiestreet entlanggehen: nicht weit entfernt ist eine Polizeidienststelle; und den Polizisten, der davor steht, soll ich fragen, wie spät es ist. Außerdem kann mich der alte Spanier nicht sehen, weil ich den Lichtkegel auf seine Augen richten werde. Einige Minuten nach der ganzen Sache, umgezogen, habe ich dann ein Alibi, von einem Polizisten bezeugt. Der Alte wird nicht so mutig sein, etwas zu unternehmen, weil es genug dunkle Punkte in seinem Geschäft gibt.

„Na, was sagst du?“ fragte Tata Ben.

Ich sagte aufrichtig zu ihm: „Die Sache gefällt mir nicht. Einen von uns gewissermaßen...ist nicht ehrlich. Ich bin nicht abergläubisch, doch ich habe kein gutes Gefühl dabei. Solche Sachen ziehen immer irgendwie Rache nach sich.“

„Nun, ob es dir gefällt oder ob es dir nicht gefällt“, sagte Tata Ben, „das habe ich für dich. Wenn es dir nicht gefällt, dann lasse es sein. Aber ich sage dir, die Sache lohnt die Mühe. Denn übermorgen wirst du hier in den Laden kommen und dann kriegst du, na, sagen wir... Wie viel wirst du kriegen? Du wirst hundertfünfzig kriegen für einen Job, der in zehn Minuten erledigt ist. Überlege es dir, mein Jüngelchen! Hundertfünfzig, und jetzt bekommst du zwanzig als Vorauszahlung. Was sagst du?“

Was sollte ich sagen, ich hatte ja nicht einen Cent mehr.

„Doch passe auf, mein Jüngelchen!“ fügte Tata Ben hinzu. „Verknüpfe auf keinen Fall irgendwelche Träumereien mit dem Köfferchen. Ich hoffe, du weißt, ohne Tata Ben ist er noch weniger wert als einen Cent. Du weißt nicht, was das Köfferchen enthält, ich aber weiß es. Und ich weiß auch, dass du den Inhalt nirgendwo nutzbar

machen könntest. Verstanden? Ach ja, soeben ist mir in den Sinn gekommen, dass du irgendeine Waffe haben könntest.“

„Ja, ein Messer habe ich.“

„Na, gib es mir, mein Lieber. Sei so gut.“

„Aber warum? Mein lieber Tata Ben, habe keine Angst. Ich werde den Juwelier nicht verletzen.“

„Nein, mein Jüngelchen. Wer weiß, in welche Sachen du verwickelt wirst. Wenn jemand für mich arbeitet, ziehe ich es vor, wenn er nicht mit dem Messer herumfuchtelt. Gib es mir, mein Sohn.“

Was sollte ich machen? Ich übergab ihm das Messer ungerne. Ich hatte es vor drei Jahren in Istanbul gekauft. Ein schönes Messer, dreißig Zentimeter lang. Es war teuer. Es gefiel mir wegen der scherzhaften Aufschrift: ‚Gute Reise!‘

„Übermorgen, wenn du zu mir kommst, werde ich es dir zurückgeben“, sagte Tata Ben.

Danach öffnete er den Schrank. Er nahm eine

wunderschöne, weiße Matrosenjacke heraus. Er faltete sie unerhört geschickt zusammen und legte sie so in eine Seitentasche, dass sie sich gleich auseinander falten würde, wenn man sie am Kragen herauszieht, um sie anzuziehen, blitzschnell.

Jetzt ist es zehn nach elf und der Juwelier ist noch nicht zu sehen. Ich hoffe aber, er wird bald kommen. Kein Mensch weit und breit, wie Tata Ben es vorausgesagt hatte. Wenn nur die stickige Luft nicht wäre. Der Job gefällt mir nicht. Es ist etwas völlig anderes, wenn man sich mit einem Gleichaltrigen herumprügelt. Ich bin wirklich nicht sentimental, doch wenn ich mal einen Alten geschlagen habe, dann musste er schon sehr arrogant gewesen sein. Aber was sollte ich machen? Sich am Leben zu erhalten ist schwer.

Na also! Der Spanier kommt. Soeben hat er eine Straßenlaterne erreicht, weshalb ich ihn gut sehe. Er ist groß, hat lange schwarze Haare und einen Ziegenbart. Er bringt das Köfferchen mit. Ich gehe einige Schritte nach vorn, um an eine dunklere Stelle zu gelangen. In dem schmalen Schatten spreche ich ihn an: „Verzeihung, mein Herr“, ich richtete den Lichtkegel auf seine Augen.

„Erlauben Sie? Das Köfferchen!“

Seine Augen werde ich so lange ich lebe nicht vergessen!
Alte Augen. Eine plötzliche Furcht lag in ihnen, doch auch so ein schauriger urtümlicher Fluch, der sich vielleicht nicht einmal in Worten ausdrücken lässt. Der Blick, mit dem der Alte in das Lampenlicht starrte, versetzte sogar mich in Schrecken.

„Schnell doch, das Köfferchen!“ sagte ich, Entschlossenheit vortäuschend; denn wenn ich mit einem erschrockenen Menschen zusammen bin, dann mag ich es nicht, dass er das gleiche Gefühl auch in mir wachruft.

Ich nahm das Köfferchen weg, schaltete die Lampe aus und schlug ihm dann vorsichtig in den Nacken. Der Schlag hatte kaum Gewicht und doch sackte er wie ein nasser Sack zusammen. Ich fasste ihn am Hals, verhinderte, dass er zu Boden fiel, stützte ihn ein wenig ab, damit er sich nicht zu sehr verletzt. Mein Gott! Seine Augen werde ich niemals vergessen.

Danach lief ich los in Richtung des Gärtchens. Ich warf das Köfferchen und die Taschenlampe in die Sandkiste. Schon leuchtete die weiße Matrosenjacke auf meinen

Schultern und ich war im Begriff zur Polizeiwache zu gehen. Doch hol' s der Teufel, die Sache lief nicht so glatt wie geplant. Auf der Straße, zwischen der Polizeidienststelle und mir, näherte sich eine Streife.

Na, wenn die rauskriegen, dass ich meine Finger an der Kiste hatte, dann ist das Ding geplatzt. Es ist nun schon ganz gleich. Mir bleibt nichts anderes übrig, als ihnen entgegenzugehen. Beim Versuch in die entgegengesetzte Richtung davonzulaufen, würde ich noch viel mehr Verdacht erregen. Und sie würden mich verfolgen, ob sie nun etwas bemerkt hätten oder nicht. Als sie bei mir ankamen, richtete einer von ihnen die Lampe auf mich: „Wohin, wohin, schöner Matrose?“ fragte er streng, doch so, dass ich gleich fühlte: sie haben nichts bemerkt.

„Nirgendwohin. Die Straße entlang. Kennen Sie hier irgendeine Kneipe?“

„Gehen Sie gradeaus weiter. Die Kneipen folgen eine nach der anderen.“

„Doch sehen Sie sich vor! Wir wollen Sie morgen früh auf keinen Fall mit einem Messer im Rücken auffinden!“ sagte der andere. Ha, dass ich erst jetzt anfangen zu

begreifen! Die beiden kamen mir gerade recht. Ich kann doch auch sie nach der Zeit fragen. Ich brauche nicht zur Polizeiwache gehen und gewinne so mindestens zwei bis drei Minuten für mein Alibi. Ich fragte gleich. Ich stellte meine Uhr und wir verabschiedeten uns. Ich hatte aber nicht die geringste Lust in eine Kneipe zu gehen. Ich konnte den Blick des alten Spaniers nicht vergessen. Ich ging nach Hause, zum Kahn, legte mich hin, um zu schlafen.

Am nächsten Morgen, um zehn, spazierte ich schon in der Stadt herum. Ein Zwanziger ist nicht gerade viel, doch bis zum Abend werde ich recht gut davon leben können. Morgen kriege ich den Rest und werde mir eine Arbeit suchen, die mir gefällt. Ich setzte mich auf die Terrasse einer eleganten Gaststätte. Ich entschied mich hier unter dem Sonnenschirm gut zu frühstücken und die Zeitungen durchzulesen. Vielleicht schreibt man etwas über den alten Juwelier. Doch unter den Polizeimitteilungen suchte ich vergebens. Ich las nur von einem Brand im Kaufhaus und etwas über einen Einbruchsdiebstahl in einem Laden, doch über den Spanier nicht ein einziges Wort. Ich konnte mir vorstellen, wie viele krumme Sachen er gedreht haben musste, wenn er es vorzog, über

die Angelegenheit zu schweigen. Für mich ist es so das Beste. Ich bin nicht unbedingt scharf darauf, dass die Zeitungen sich mit meinen Angelegenheiten beschäftigen sollen. Ich blätterte weiter, bis mir auf einmal eine mit fetten Lettern gedruckte Titelzeile in die Augen sprang:

„POLITISCHER MORD IN DER BOWIESTREET.“

Zum Teufel noch mal! Halt! Bowiestreet ist doch die Straße, auf der ich bei der Streife nach der richtigen Zeit gefragt habe. Sehen wir, was man schreibt. Und dann traten mir plötzlich die Schweißperlen auf die Stirn.

Kurznachrichten: Gestern Abend, nach dreiundzwanzig Uhr, wurde der bolivianische Botschafter mit fünf Messerstichen ermordet. Neben der Leiche fand man die Tatwaffe, ein dreißig Zentimeter langes Messer mit folgender Aufschrift: ‚Gute Reise!‘ Gefunden wurde weiterhin eine große Taschenlampe mit gut identifizierbaren Fingerabdrücken. Die Polizei hat mit der Untersuchung begonnen und bittet die Leser um Mithilfe bei der Suche nach einer Person, die eine weiße Matrosenjacke...

Es folgte meine akkurate Personenbeschreibung.

Oh, Tata Ben!

Wenn ich ein Messer hätte! Mit oder ohne Aufschrift!

Tata Ben!

Ein Weihnachtsgruss

Hörspiel

Alle singen zusammen ein Weihnachtslied, das immer leiser wird, während der Sprecher die Personen vorstellt.

SPRECHER: Es spielen Mama, ungefähr sechzig, energisch aber bigott. Bea, ihre Tochter, ungefähr zwanzig. Denis, auch Dudusch genannt, der dreißigjährige angetrunkene Sohn.

Theodor, der zweite Sohn, mit nervöser, zittriger Stimme.

(Der Gesang wird wieder lauter, endet.) Danach:

MEHRERE: (gleichzeitig, wirr durcheinander)... wie wunderschön... danke, danke... sieh mal an, was! Und passt genau... woher wusstest du, dass gerade das... seit Jahren habe ich mir schon so ein... Ich hatte nie die Möglichkeit, um... wie hast du es also erraten, Theolein? Wenn es erst schneit, werden wir auf den Schneeschuhen wie die Götter gleiten...

MAMA: (mit besonderer Stimme) Ihr Kinder, Ihr Lieben, warum wart Ihr nur so verschwenderisch, das musstet Ihr

nicht. Das hat ja unheimlich viel Geld gekostet. Dudusch, lösche die Kerzen aus, sie brennen sonst die Zweige an, und wenn es geht, dann werfe bitte nicht den Baum um, du hast scheinbar mehr getrunken, als... Passt ein wenig auf, unterdessen brät ja auch das Fleisch weiter, bevor wir essen, könnten wir das Band für Julius bespielen. (Theodor schaltet am Tonband herum, murmelt vor sich hin, lästert Gott. (Ein Summen.)

DENIS: Ich glaube, der Kaffee läuft über.

BEA: Was nun? Nein. Draußen, ein Auto.

MAMA: Also, wir schalten das Tonband ein und alle werden für Julius draufsprechen, als säße er mit uns unterm Weihnachts...

DENIS: Gut. Doch vorher, Schwesterchen, kriegst du von mir ein Küsschen für den wunderschönen Schal. Nun, natürlich nur dann, wenn du mir versprichst, dass du diesen miesen Kerl nicht heiratest, denn, wenn doch, dann sind künftig Händedrücke, brüderliche Küsschen und ähnliche Dinge absolut zu unterlassen. Klar?

BEA: Lasse mich in Ruhe, bitte. Es geht dich einen Dreck

an, wen ich zum Mann nehme. (Leise:) Im Ernst, Denis, wir sollten versuchen, uns wenigstens an diesem Abend gegenseitig zu tolerieren. Wegen Mama, sauf lieber, wenn es denn sein muss.

MAMA: Achtung! (Sie klatscht in die Hände.) Theolein, du kannst es einschalten... Ach, ja, ich habe es vergessen zu sagen, es muss nicht unbedingt erwähnt werden, dass Theodor sich scheiden lässt, oder ähnliche Dinge...

THEODOR: (beinahe ironisch) Natürlich nicht! Weil das eine ziemlich peinliche Sache ist.

MAMA: Na, Söhnchen, wenn du meine Meinung hören willst, das ist sogar sehr peinlich. Es ist sehr schade und nicht sehr beglückend für mich...

THEODOR: Aber Mama, auch ich sage das ja. Genau das. Es ist absolut peinlich. Total peinlich. Wer wollte mit dir darüber streiten, liebe Mama? Und wer bestünde schon darauf, es überall herausposaunen zu wollen?

MAMA: Schalte ein, Söhnchen. (Nach dem Einschalten) Lieber Julius, mein süßer lieber Junge...

DENIS: (unterbricht) Na, Ihr seid nur Idioten. Ich warte totsterbensdurstig auf den Kaffee wie auf die Geburt des Heilandes und Ihr habt den Stecker nicht reingesteckt. Esel!

MAMA: Willst du bitte deine Worte wählen. Ich selbst habe vergessen die Kaffeemaschine anzuschließen. Ich lehne es ab mir so einen unverschämten Ton weiter anzuhören.

BEA: Lasse ihn Mama. Sicher war es auf mich gemünzt.

MAMA: (spricht wieder auf das Band) Heißgeliebter Julius, mein allerliebstes Büblein, deine Mama spricht. Wir sitzen hier alle zusammen am Weihnachtsbaum, unter dem wunderschön geschmückten Baum, die ganze Familie, nur du fehlst und das bedauernswerte Tantchen Anna, weil sie sich das Bein gebrochen hat. Dienstag wird Emerik zu dir reisen. Er bringt dieses Band mit, mein Büblein. Es ist sehr schmerzlich, dass uns jetzt viele tausend Kilometer trennen und doch habe ich das Gefühl, als wärest du in diesen glücklichen Stunden jetzt unter uns. Bei uns nichts Neues, außer dass Bea heiraten wird, eventuell im Frühling...

BEA: Stop! Das muss nicht sein. Ich mag nicht vorgezeigt werden. Ich bitte darum, auf keinen Fall darüber zu reden.

(Sie spulen das Band zurück.) Jetzt ist die Stimme von MAMA AUS DEM GERÄT zu hören: ...als wärest du in diesen glücklichen Stunden jetzt unter uns... (Ein Sprung im Band, danach):

MAMA: (nun wieder selbst) Wir alle fühlen uns wohl. Nur das bedauernswerte Tantchen Anni, stell dir vor, brach sich das Bein. Sie fiel auf dem glatten Bürgersteig hin. Furchtbar!

THEODOR: Das hat Mama schon einmal gesagt.

MAMA: Ruhe! Unverschämt bist du, Söhnchen! Halten wir an.

(Nach dem Rückspulen des Bandes)

MAMA AUS DEM GERÄT: Furchtbar!

MAMA: (mit eigener Stimme zum Aufnehmen) Also, hüte dich, gib auf dich Acht, süßer Julius. Ich spreche nicht weiter, sondern übergebe das Wort der Reihe nach an die

anderen, am Ende werden wir etwas aus der Heiligen Schrift lesen. (Ausschalten) Bea, komm, fahre fort.

BEA: Muss ich unbedingt...

MAMA: Hier geht es nicht um eine Pflicht, sondern darum, was sich schickt.

BEA: Du weißt doch genau, Mama, dass Julius und ich...

MAMA: Liebes Töchterchen, sag nicht solche Eseleien. Nur ein paar Worte, einige freundliche Worte zum Fest der Liebe, jawohl, das muss unbedingt sein.

BEA: (schaltet ein) Also, Julius, ciao! Erstens, ich bin Bea. Ich will sagen, weil Weihnachten ist... darum, wie soll ich sagen, sei nicht wütend, weil ich damals nicht mit zum Flughafen gegangen bin. Damals habe ich dich verabscheut. Das spielt aber jetzt keine Rolle mehr und wenn du genauso denkst, sollten wir das Ganze vergessen. Hol' s der Geier. Tschau! Ich überge... an wen soll ich übergeben? (Ausschalten)

MAMA: Denis ist dran. Dudusch! Wo steckst du? Töchterchen, Liebes, geh und rufe ihn. Sicher sucht er die

Küche nach Wein ab. Theolein, fahr du unterdessen fort.

THEODOR: (schaltet ein) Ssst, Julius! Ich bin Theodor. Wir sind alle hier. Wir sitzen zusammen. Nur du fehlst und Tantchen Anni, weil sie sich das Bein gebrochen hat.

DENIS: (kommt unterdessen zurück, flüsternd) Tore drei zu null, für Tantchen Anni.

THEODOR: Wir spüren dein Fehlen sehr, Julius, komm möglichst bald nach Hause. Und beende nur erfolgreich deine Arbeit. Und schreib auch. Wir küssen dich.

(Ausschalten) Wer ist dran?

MAMA: Denis, sag mal, schämst du dich nicht, Söhnchen. Du bist kaum fähig auf den Beinen zu stehen. Stell ihm dieses... mehr in die Nähe...

DENIS: (schaltet ein) Also, ciao, alter Knabe, hier spricht Denis, oder Dudusch. Das Unerwünschte ist wegzustreichen, hi-hi, das war ein Witz. Wie fühlst du dich dort in der Fremde? Bei uns steht es so lala in der alten Heimat. Wir feiern das Weihnachtsfest in Ruhe, aber der Wein ist leider schon alle. Warum das verheimlichen?

MAMA: (leicht erzürnt) Aber Denis!

DENIS: Also, um es kurz zu machen; wir haben ihn schon ausgetrunken. Lindenblättrigen aus Debrö. Na, nur so viel wollte ich sagen. Wir grüßen dich liebevoll, wünschen auch dir einen Weihnachtsbaum bis an die Decke und alles. Ja, jetzt kommt mir in den Sinn, gibt es denn bei euch überhaupt einen Tannenbaum? Dort gibt es doch nur Palmen und ähnliches Mistzeug. Na egal... Jetzt denke ich auf einmal daran, dass Ihr jenseits des Äquators Juli habt, oder nicht? Richtiger, Dezember, aber Sommer. Grotesk, nicht wahr? Das muss seltsam...

MAMA: Schon gut, schwatze nicht so viel. Wir wollen noch aus der Heiligen Schrift...

DENIS: Gut. Na, es gibt nicht viel Neues. Nur so viel, stell dir vor, unser armes Tantchen Anni hat sich das Bein gebrochen. Furchtbar, nicht? Knacks, und da war es gebrochen...

MAMA: Denis! Genug geblödel! Das Mikrofon zu mir! (Schaltet ein) Julius, Liebling. Deine Mama spricht wieder, nur um zu sagen, dass wir uns alle wegen dir beunruhigen, nimm dich in Acht, Söhnchen. Wenn du

das Klima nicht gut verträgst, dann bitte lieber um deine vorzeitige Rückkehr. Denn glaub mir, nichts ist so wichtig wie die Gesundheit. Sei nicht wütend über diesen schafsköpfigen Denis. Sie sind jetzt alle gespannt auf das Fest und freuen sich einer über den anderen. Sei nicht wütend, liebes Büblein. Wir warten noch auf Lieschen und ihren großen Sohn. Sie kommen bestimmt...

THEODOR: (unterbricht) Warum sagst du das, Mama? Du weißt doch, dass sie nicht kommen werden.

DENIS: Der Kaffe kocht! Der Kaffee kocht!

BEA: Gott der Herr! Wer war der Elende, der die Kaffeemaschine einschaltete und die Kanne nicht darunterstellte. Seht doch, das ganze Zimmer schwimmt!

MAMA: Denis. O weh, Söhnchen. Was sollen wir mit dem Teppich machen? Lauf, hole einen Wischlappen. Wisch es weg, eins, zwei, drei! Töchterchen, du kochst einen neuen Kaffee. Schweine seid Ihr, wirklich.

DENIS: Ich sterbe hier ohne Kaffee und dann soll ich noch...

BEA: Mama, lassen wir Lieschen. Der Kuckuck soll sie holen. Sie werden die Angelegenheit selbst in die Hand nehmen, sie und Julius, so eine Sache kann man nicht aufzwingen.

MAMA: Seltsam seid Ihr. Zwingen Sie mich etwas auf? Ich wünschte nur... wirklich, seltsam seid Sie...

THEODOR: Ich schalte ein Mama, sprich weiter. Aber über Lieschen flechte nichts mehr ein.

MAMA: Wie sollte ich denn nichts mehr einflechten? Bitte, wähle deine Ausdrücke.

THEODOR: Gut, in Ordnung. Ich schalte ein.

MAMA: Also, nun hören wir gemeinsam die Schrift, als wenn wir alle zusammen wären. Du bist nun der älteste Mann in der Familie. Du müsstest aus der Schrift lesen. Doch, weil du nicht unter uns sein kannst, wird dich Denis ersetzen. (Ausschalten) Komm, Dudusch. Wo ist der Text? Sucht den Text für ihn heraus.

DENIS: (liest unsicher, mit Unterbrechungen) Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser

Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde... da in Cyreni... Cyrenius Landpfleger in Syrien, Syrien war, was denn nun, ich verstehe das nicht.

MAMA: Stop! Stop! Schäme dich, Söhnchen! Theodor, lies du!

DENIS: Mama, die Buchstaben sind so winzig, ja wirklich. Nicht, weil ich gesoffen habe, wo ist die andere Bibel? Die mit den Illustrationen, mit dem Bild über Josef und die Putifar-Gattin. Die ist gut, doch wo ist sie? Diese Kerle haben sie an ein Antiquariat verkauft...

MAMA: Von dir habe ich genug, mein Söhnchen. Lies du weiter, Theodor.

THEODOR: (unwillig, gereizt) Und sie gebar ihren ersten Sohn, windelte ihn und legte ihn in die Krippe...

(Ausschalten) Mama, das ist alles sehr anstrengend für mich. Gestatte, dass ich diesen Zirkus jetzt nicht... davon habe ich heute schon genug. So ungefähr habe ich mir dieses ganze Weihnachtsfest vorgestellt, wie den Buckel auf den Rücken. Heute habe ich gearbeitet. Morgen habe ich Dienst. Und jetzt muss ich noch dieses verfaulte Tonband zurückbringen... Wir sollten schnell etwas

essen. Danach verschwinde ich von der Bildfläche. Lassen wir das mit der Schrift.

MAMA: Theolein, Theolein! (Schweigen, Bandwickeln)

THEODOR: (apathisch) Und der Engel sagte zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Denn seht, ich verkündige heute eine gute Nachricht, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sagten: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

DENIS: Punkt. So viel das Ganze!

MAMA: Und nun singen wir, meine Kinder!

Alle singen gemeinsam ein Weihnachtslied. Dann:

DENIS: Na also, unterdessen ist auch der Kaffee fertig. Nun möge jemand von denen, die noch nüchtern sind, den Stecker herausziehen, da sonst der Gummi anbrennt

und es dann noch schlechter riecht. Kinder, bis wann ist die Kneipe auf? Wie heißt die doch gleich? Die an der Straßenecke.

MAMA: Auf deinem Hintern geblieben! Schäme dich! Du gehst nirgendswohin.

DENIS: Gut. Ich wollte nur für alle hier etwas holen. Warum machst du gleich so ein Geschrei?

MAMA: Solche Sachen am Heiligen Abend zu machen! Ihr seid wirklich taktlos, ja taktlos! Julius hätte mir das nie angetan. Er niemals!

THEODOR: Lassen wir das jetzt, was Julius getan hätte und was nicht. Es ist spät. Wollt ihr es noch mal hören? (Bandwickeln)

MAMA: Also, taktlos war er niemals zu mir. Niemals hat er mich beleidigt wie Ihr. Zynisch? Nein, das war er auf keinen Fall.

Der aufgenommene Text ist zu vernehmen, doch das Tonbandgerät funktioniert nicht richtig. Offenbar, weil beim Aufnehmen das Band immer wieder angehalten

wurde. Ein großer Teil des Aufgenommenen fehlt, oder man hört statt des Textes nur ein Fiepen und Zischen.

TONBAND: Heißgeliebter Julius, mein Junge, deine Mama spricht, wir sitzen hier alle... (Fiepen)... wunderschön geschmückter Baum (Fiepen)... bedauernswertes Tantchen Anni, die sich das Bein gebrochen hat (Zischen)... viele tausend Kilometer... (Fiepen)... Na ja, Julius, also ciao! Wie fühlst du dich... (Fiepen)... ich bin Bea... (Zischen)... damals habe ich dich verabscheut... Hol' s der Geier... Ssssst, Julius. Ich bin Theodor... wir sind alle zusammen... Tantchen Anni hat sich das Bein gebrochen... dein Fehlen... beende nur erfolgreich... küssen... tschau, alter Knabe... Dudusch... hi-hi... ein Witz... wie fühlst du dich... so lala... der Wein ist leider schon alle... und warum das verheimlichen?... wünschen auch dir... bis an die Decke... fällt mir ein... Mistzeug... Juli... Dezember... Sommer... stell dir vor, das arme Tantchen Anni hat sich das Bein gebrochen... Julius, mein Lieber. Deine Mama spricht wieder... nimm dich in Acht... das Klima... schafsköpfige... Also, nun hören wir zusammen die Schrift... der älteste... Denis ersetzen... aber zu der Zeit... Cyrini... Cyrenius... Landpfleger in Syrien, Syrien war, was denn nun, ich

verstehe das nicht... stop... und sie gebar ihren ersten Sohn, legte ihn in die Krippe... und der Engel sagte... Fürchtet euch nicht!... eine gute Nachricht... in der Stadt Davids... Ihr werdet finden... das Kind... und in einer Krippe liegen... die Menge... die lobten... und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen... Punkt... So viel das Ganze!

Es folgt der Gesang, aber die Batterien werden offenbar immer schwächer; deshalb ist an Stelle der Melodie nur noch ein Bassgebrumm zu vernehmen, das leiser und leiser wird...

ENDE

Übersetzer

Aus dem originalen Esperantoerzählband „*Lappar, la antikristo*“ übersetzte Hans-Georg Kaiser, Altenburg, Deutschland.

Endredaktion

16.10.2016